1,70 DM / Band 352
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

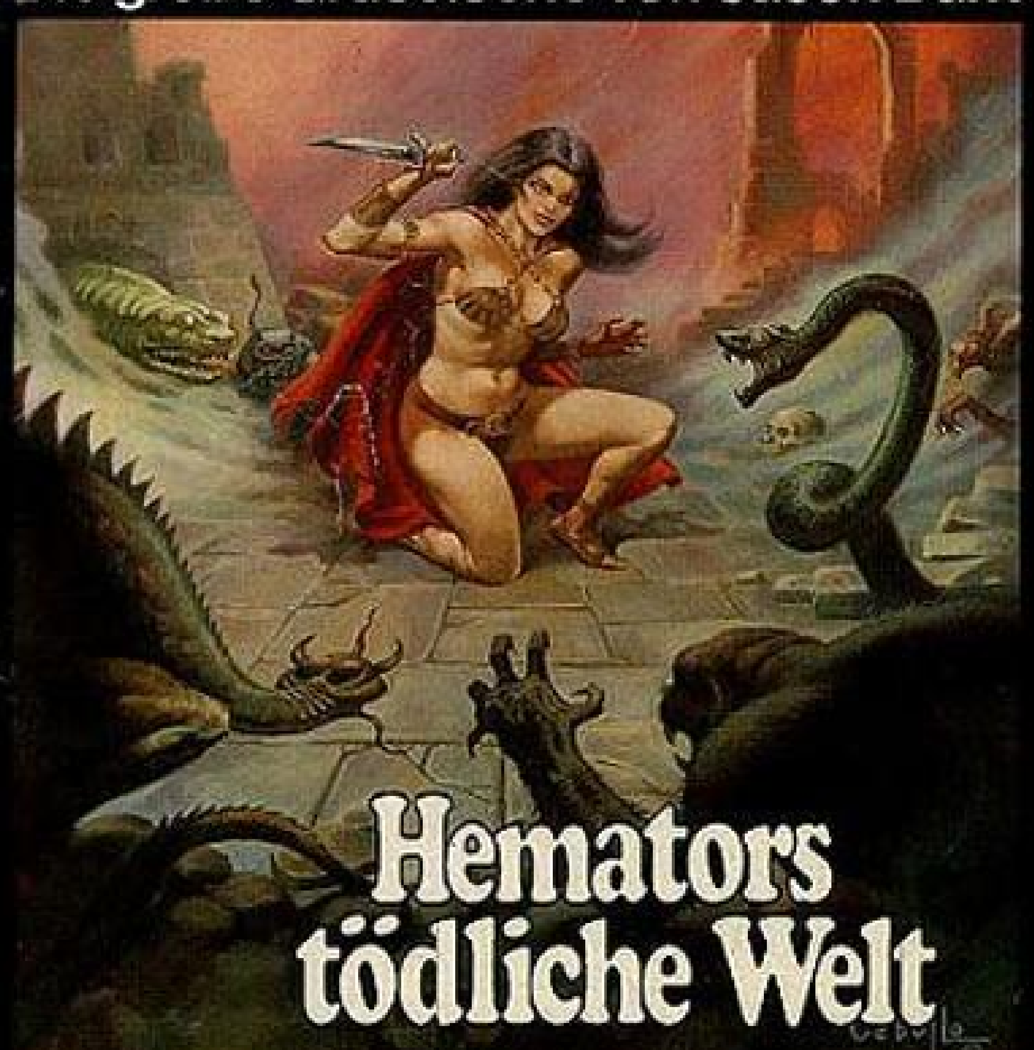
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande 12,15 / Spanien P 110



Hemators tödliche Welt

John Sinclair Nr. 352

Teil 3/4

von Jason Dark

erschienen am 02.04.1985

Titelbild von Cebollo

Sinclair Crew

Hemators tödliche Welt

Es geschah zu einer Zeit, über die kein Historiker je etwas geschrieben hat. Öde und verlassen war die Erde.

Land und Meer standen sich wie Feinde gegenüber. Gewaltige Eisberge trieben in den kalten Regionen. Im Süden herrschte kochende Hitze, und über großen Teilen der Welt schwebten dampfende Nebelschleier.

Trotzdem gab es Leben.

Menschen und Tiere existierten, aber auch Dämonen.

Ein Dämon hieß Hemator, der Unbesiegbare. Von ihm und anderen handelt diese Geschichte…

Die magische Grenze der beiden so verschiedenen Welten war gesprengt worden.

Zwei geschleuderte Schwerter hatten dafür gesorgt, daß diese Grenze eingerissen wurde und Luzifers Magie mit der der Großen Alten zusammenprallte.[1]

Ein Inferno entstand.

Und im Mittelpunkt des Infernos standen Menschen und Kämpfer für das Gute. Sie gerieten zwischen die Mühlsteine der Gewalten. Kräfte spielten mit ihnen, denen sie nichts entgegenzusetzen hatten, und auch der Mann, der einsam und gefangen in der Astgabel eines blattlosen Baumes lag, bekam den magischen Sturm mit, der über ihn hinwegbrauste.

Nicht allein das. Es gelang der Kraft auch, ihn zu packen. Plötzlich hatte der Mann das Gefühl, starke, aber dennoch unsichtbare Hände an seinem Körper zu spüren, die ihn nicht mehr loslassen wollten.

Ein Mensch hat Angst, wenn andere Gewalten ihn packen und mit ihm spielen. Diesem Mann erging es da nicht anders. Auch er verspürte die Furcht, dieses Grauen nicht überleben zu können.

Sein Körper wurde zu dem einer Gliederpuppe degradiert, die Gewalten tobten sich aus, schleuderten ihn von einer unbestimmbaren Höhe hinein in die Tiefe, packten ihn dann wieder, damit er den gleichen Weg zurückfliegen konnte.

Den Mann, der bereits in der Hölle gelegen hatte, konnte nichts mehr erschüttern.

Dieser Mensch besaß auch einen Namen.

Er hieß Suko, war Chinese und arbeitete als Oberinspektor bei Scotland Yard.

Doch das lag lange zurück.

Viel zu lange. Suko hatte inzwischen das Gefühl bekommen, nicht mehr zu denen zu gehören, die auf der Erde lebten. Er hatte sich an die Hölle gewöhnt.

Und darüber erschreckte er sich. Konnte sich ein Mensch überhaupt an die Hölle und deren Schrecken gewöhnen? An die Leere, an die Einsamkeit, das ihn umgebende Grauen?

Bei Suko war es der Fall gewesen, denn die Hoffnung auf eine Befreiung hatte er mittlerweile aufgegeben, nachdem er gesehen hatte, was mit seinen Freunden geschehen war.

Auch sie waren von den magischen Sturmkräften nicht verschont worden und trieben ebenfalls durch ein Gebiet, das sich durch Kälte und Leere auszeichnete.

Für einen Moment hatte der Chinese sogar seinen besten Freund John Sinclair erkannt, zusammen mit einem kleinen Jungen, dann waren beide abgetrieben worden, und Suko hatte mit seinen eigenen Problemen zu tun.

Auf seinem Weg sah er nicht nur die Menschen. Auch eine andere Person erschien.

Es war derjenige, vor dem sich die Menschen schon seit Jahrhunderten fürchteten.

Der Teufel!

Suko hatte ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, denn in des Teufels Welt waren er und ein Franzose namens Claude Renard gefangen gewesen. Renard hatte es nicht geschafft, Suko aber lebte.

Nur, was war das für ein Leben, in dem es keine Freunde, keine Freude, sondern nur Leere und Verlassenheit gab?

Den Begriff Zeit hatte er aus seinem Gedächtnis gestrichen. Auch jetzt, als er durch die Leere geschleudert wurde, dachte er nicht mehr daran, er fragte sich nur, ob dies alles sein Ende einläutete.

Das trat nicht ein.

Urplötzlich ließ der magische Sturmwind nach. Suko war in seine Randgebiete geraten. Er vernahm nicht mehr das Brausen und Heulen. Dafür trieb er hinein in eine für ihn schon trügerische und unnatürliche Ruhe.

Etwas hielt ihn auf. Er spürte unter seinem Körper einen festen Widerstand und hoffte, daß dies kein Trugschluß war.

Suko konnte beruhigt aufatmen. Zwar schaukelte er noch, aber er blieb liegen.

Der Inspektor hatte sich so an die Astgabel gewöhnt, daß ihm die andere Unterlage direkt komisch oder seltsam vorkam. Er zog die Beine an, hob den Arm und…

Nein!

Es war nur ein gedanklicher Schrei, der seinen Kopf durchtoste.

Doch Suko spürte die gleiche Überraschung, als hätte er das Wort laut in diese unheimliche Welt gerufen.

Jetzt hob er auch den linken Arm, zog die Beine an, streckte sie wieder und begann zu lachen.

Es war ein Lachen der Erlösung, denn nach dieser langen Gefangenschaft konnte er sich wieder bewegen. Alle Glieder seines Körpers gehorchten ihm.

Das war wie eine neue Geburt, und Suko schüttelte den Kopf, weil er es noch immer nicht begreifen konnte.

Er hatte es geschafft!

Die Lähmung war verschwunden. Wer immer dafür die Verantwortung trug, Suko war dieser Person oder diesem Dämon dankbar.

Er streckte die Arme aus und stellte fest, daß es besser klappte, als er eigentlich angenommen hatte.

Zwar kribbelte es ein wenig in seinen Fingern und Zehen, doch der Kreislauf stabilisierte sich sehr schnell, und dem Chinesen ging es von

Sekunde zu Sekunde besser.
Keine Astgabel mehr, in der er lag. Kein häßliches Teufelsgesicht, das ihn umtanzte. Keine Worte, die die Sinnlosigkeit seines Tuns hervorhoben, Suko war wieder frei.
Wirklich frei?
Nein, die andere Welt hatte ihn bestimmt nicht losgelassen, aber er konnte sich bewegen.
Und das war der Grund für seine Euphorie.
Bisher hatte er noch gesessen. Das änderte sich. Suko zog die Beine an, schüttelte den Kopf und stemmte sich langsam in die Höhe. Er drehte sich dabei zur Seite, hustete einige Male durch und stellte fest, daß sich der Boden unter seinen Füßen bewegte.
Zunächst hatte Suko das Gefühl, auf einem schwankenden Brett zu stehen, bis er genauer nachschaute und den relativ schmalen Steg erkannte, der sich vor seinen Augen ausbreitete.
Jetzt wußte er, wo er stand.
Auf einer Brücke!
Und sofort war auch die Erinnerung wieder vorhanden. Als Suko noch bewegungslos in der Astgabel gelegen hatte, war es ihm möglich gewesen, von seinem Gefängnis aus diese Brücke zu sehen, die sich über eine tiefe Schlucht spannte und an der anderen Seite verschwand, wo sich ein Tor befand, das in die normale Welt führte.
Keine einfache Tür, sondern ein in die Felsen integriertes Dimensionstor.
Ein transzendentaler Durchlaß von einer Dimension in die andere und so geschickt verborgen, daß er nicht zu erkennen war.
Dieses Tor lag am Ende der Brücke. Suko hatte von seinem Gefängnis aus gesehen, wie Personen durch dieses Tor verschwanden, und er war ebenfalls als Gefangener der Skelett-Reiter über die Brücke zwischen den Welten geschafft worden.
Den Weg wollte er wieder zurückgehen.
Wollte er das wirklich?
Auf einmal war sich Suko nicht mehr so sicher, denn er dachte auch an seine Freunde, die sich in dieser Dimension befinden mußten. Er hatte John Sinclair gesehen, auch Kara, Myxin und den Eisernen Engel, obwohl dieser zweimal erschienen war.
Sicherlich waren sie gekommen, um ihn herauszupauken.
Sollte er sie jetzt im Stich lassen?
Im Prinzip hätte Suko das nie getan. Nur fiel ihm plötzlich ein, daß man ihn nicht nur gefangengenommen, sondern ihm auch die Waffen abgenommen hatte. Er besaß weder die Dämonenpeitsche noch den Stab, und die Beretta hatte er ebenfalls verloren.
Waffenlos in einer Dimension des Schreckens.
Schlimmeres konnte einem Menschen nicht passieren, der zudem

umgeben von Feinden war.
Was sollte er tun?
Suko war ein Mensch, der vor dem Handeln überlegte. Auch in diesem Fall. Er stand am Anfang der Brücke. Bisher hatte er nur über dieses schwankende Bauwerk geschaut, dessen andere Seite im Grau dieser Welt verschwamm. Unter den Planken befand sich eine Tiefe, die Suko mit dem Wort bodenlos umschrieb. Da lauerte die Kälte der Hölle, das Reich Luzifers oder das der Hure Lilith, die sich so gern als Luzifers Schwester bezeichnete. Dieses gewaltige Reich hatte den ersten Sturmangriff der Großen Alten abfangen oder abwehren können. Seinen Feinden war es nicht gelungen, diese Welt zu stürmen. Die Rache der Großen Alten hatte nicht geklappt.
Wie aber ging es weiter?
Suko drehte sich um. Er war ein Mensch, der gern zurückschaute.
In diesem Fall besonders, denn er wollte sehen, was er hinter sich ließ, wenn er tatsächlich diese Welt verließ.
Es war eine andere als die, die er kannte.
Es hatten sich Proportionen verschoben. Wie auf der Erde nach einem Beben oder Vulkanausbruch. Den kahlen Totenbaum, auf dem Suko gelegen hatte, gab es ebenso nicht mehr wie einen Teil des Felsen, der durch die Gewalt der angreifenden Großen Alten zerstückelt worden war und dessen Reste in irgendeiner Tiefe lagen.
Nur die Brücke hing noch. Das beruhigte Suko einigermaßen. Beunruhigend waren dagegen die verschobenen Grenzen. Möglicherweise waren völlig neue Konstellationen entstanden.
Wieder umhüllte ihn das unnatürlich dunkelgraue Zwielicht, das in dieser Welt herrschte. Die Reiche der Großen Alten waren nicht zu entdecken. Wahrscheinlich hatten sie sich, falls sie nicht zerstört worden waren, in irgendeiner Welt neu formiert.
Wieder einmal spürte Suko die Verlassenheit, die ihn depressionsartig überkam. Daß dieses Gefühl überhaupt vorhanden war, bewies ihm, wie stark die Hölle sich hier noch etabliert hatte. Sie nämlich reagierte hier und hatte in Asmodis ihren Vertreter.
Die Große Mutter oder Luzifer, den wahren Herrn des Bösen, hatte Suko bisher nicht zu Gesicht bekommen. Er war auch nicht scharf darauf und zog eine andere Konsequenz.
Er wollte die Welt verlassen.
Den Ausschlag dafür hatte die Tatsache der verschobenen Grenzen gegeben. Suko sah seine Freunde nicht mehr, er entdeckte keinen Ansatz für eine Befreiung.
Sollten sie sich tatsächlich noch am Leben befinden, mußten sie selbst zusehen, daß sie aus den Welten flüchteten. Er wollte wieder zurück und von dort aus die Fäden ziehen.
Wohl war ihm bei diesem Plan nicht. Auf irgendeine Art und Weise

kam er sich wie ein Verräter vor, aber er hatte sich einmal entschlossen und würde seinen Weg gehen.
Der führte ihn über die Brücke.
Ein schwankendes, aus Planken und Seilen bestehendes Gebilde, das bei jeder Gewichtsverlagerung des Chinesen noch mehr durchgeschüttelt wurde, und Suko stellte auch fest, daß nicht alle Planken vorhanden waren. Auf halber Strecke fehlten einige Stücke, und nahe des Endpunktes sah Suko ebenfalls Löcher.
Vorsichtig tastend setzte er seine Schritte, prüfte die Festigkeit der Bohlen und war stets beruhigt, wenn sie hielten. Manchmal hing die Unterlage auch stark durch, so daß sich Suko gezwungen sah, die Arme auszustrecken, um mit den Händen die Halteseile umfassen zu können. So arbeitete er sich Meter für Meter voran und erreichte tatsächlich sein Ziel, ohne daß etwas passiert wäre oder man ihn aus dem Hinterhalt angegriffen hätte.
Zum erstenmal atmete der Inspektor auf. Er spürte den kalten Schweiß auf seinem Körper und begann auch zu frieren. Das ging vorbei, und Suko konzentrierte sich auf das Wesentliche.
Dicht vor ihm befanden sich die Felsen. Wo sie endeten, war nicht zu sehen. Irgendwo in der Höhe verliefen sie im grauschwarzen Licht dieser unheimlichen Welt.
Hier mußte es einen Ausgang geben, nur fand Suko ihn nicht.
Sosehr er sich auch bemühte und die Wände abtastete, er erzielte keinen Erfolg.
Bis er die Stimme hinter sich hörte. »So einfach ist es nicht, aus der Hölle zu entkommen. Zudem habe ich das Tor für alle Zeiten geschlossen. Ich brauche es nicht mehr.«
Kaum hatte Suko die Stimme gehört, als seine Arme nach unten sanken. Er wußte, wer gesprochen hatte, und er glaubte den Worten des Redners auch, denn er besaß die Macht, so etwas zu tun.
Langsam drehte sich Suko um. Er hatte dabei Mühe, den enttäuschten Ausdruck aus seinem Gesicht verschwinden zu lassen.
Der andere grinste ihn diabolisch an. Es war Asmodis!

***

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, und der Eiserne Engel hatten ihre Waffen geschleudert.
Zwei Schwerter gegen die Hölle. Damit wollten sie die Magie dieser grausamen Welt brechen und die Grenzen knacken.
Es war ihnen gelungen, nur hatten sie die Ereignisse nicht vorausberechnen können. Das magische Beben hatte auch sie voll gepackt und dorthin geschleudert, wo es weder Grenzen noch Punkte gab, die sie als Orientierungshilfe nehmen konnten.
Sie trieben zwischen den Welten im Nichts. Und es war ihnen

gelungen, ihre Waffen zurückzubekommen. Die hielten sie fest umklammert. Sie sahen sich, aber sie sprachen nicht miteinander. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Grenzen hatten sich verschoben.

Die lauernden Reiche der Großen Alten lagen jetzt woanders.

Zwangsläufig hatten sie sich zurückziehen müssen, nachdem ihr erster Angriff auf die Hölle fehlgeschlagen war, aber sie waren nicht vernichtet worden und noch vorhanden.

Nur ein Reich fehlte, Kalifates.

Die Monsterspinne lebte nicht mehr. Asmodis hatte sie vernichtet.

Sie war zerrissen worden.

Aber es gab die anderen noch.

Mächtige Dämonen wie Gorgos, Hemator, Krol, der Namenlose oder der Zwillingsbruder des Eisernen Engel, der letztendlich der sechste Große Alte gewesen war.

Daß die beiden zusammenblieben, empfanden sie als Glücksfall.

Zu den anderen besaßen sie keinen Kontakt mehr. Ihre Freunde trieben irgendwo zwischen Raum und Zeit.

Und sie?

Der magische Strudel war plötzlich da. Und so stark, daß sich beide nicht dagegen wehren konnten. Sie wurden mitgerissen, die Umgebung verlor ihre graue Farbe. Sie veränderte sich und wurde allmählich heller, wobei erste Konturen entstanden.

Eine andere Dimension hatte sie aufgenommen.

Ihr Schweben hörte plötzlich auf. Beide spürten festen Boden unter ihren Füßen.

Zur gleichen Zeit geschah dies, und sie standen so nahe beieinander, daß sie sich anschauen konnten.

Jeder sah den anderen. Keine Finsternis lag mehr zwischen ihnen, dafür ein helles, klares, beinahe unnatürliches Licht.

Kara sah den Eisernen Engel vor sich. Er trug das Schwert in der Hand, das magische Pendel hing an seiner Seite, und Karas Waffe glänzte wie poliertes Gold. Zahlreiche Reflexe tanzten auf der Klinge und verteilten sich sogar auf ihrem schwarzen Haar.

Es wehte kein Wind in dieser Welt, dennoch vernahmen sie ab und zu knackende oder brechende Geräusche.

Die beiden wußten wohl, wo sie gelandet waren, niemand von ihnen sprach es aus.

Sie standen da und schauten sich um.

Hinein in die Weite eines Landes, das man auch als einen Teil der geheimnisvollen Leichenstadt bezeichnen konnte. Hier regierte einer der Großen Alten. Ihm gehörte diese Welt, die an einigen Stellen durchsichtig wie Glas war.

Und aus Glas bestanden auch die Kristallberge, die Wege, die

Schluchten und Felsen.
Kein Zweifel, Kara und der Eiserne Engel befanden sich in Gorgos Welt.
Umgeben vom gläsernen Grauen…

***

Auch Myxin und den falschen Engel hatte es erwischt. Durch die Magie der beiden Schwerter war der Teil der Leichenstadt zerstört worden, der dem Eisernen Engel gehörte. Er selbst aber hatte überlebt und mußte sich voll und ganz den unheimlichen Gewalten des nicht kontrollierbaren Sturms hingeben.
Sie trieben wie Blätter, und keiner von ihnen besaß die Kraft, sich dagegenzustemmen.
Gab es ein Ziel?
Bestimmt, für alle Ewigkeiten würden sie nicht zwischen den Dimensionen verschollen bleiben. Myxin, der kleine Magier, selbst mit starken Kräften ausgestattet, glaubte fest an diese Lösung, und er versuchte auch, seine Kräfte zu mobilisieren.
Er konnte seine magischen Fähigkeiten kontrollieren und sie dann, wenn es sein mußte, gezielt einsetzen.
Das versuchte er auch hier, während um ihn und den falschen Engel ein gewaltiger magischer Sturm toste, der beide unter seiner Kontrolle hielt.
Leider nicht nur körperlich, auch gedanklich schaffte es der kleine Magier nicht, sich von dem Bann zu befreien. Das geistige Gefängnis war einfach zu stark für ihn, es hielt ihn fest wie ein dichtes Gitter, so daß er mit seinen telekinetischen oder telepathischen Kräften nicht durchkam.
Myxin wurde abgeblockt.
So blieb ihm nichts weiter übrig, als den Mächten Tribut zu zollen, unter dessen Kontrolle er sich befand.
Über das Ziel der Reise zu spekulieren, hatte überhaupt keinen Sinn. Er war nicht in der Lage, es zu beeinflussen, so daß er endgültig abwarten wollte, wohin ihn der magische Explosionsdruck trieb.
Und auch den falschen Eisernen Engel.
Seltsamerweise war er nicht von ihm getrennt worden. Er wäre lieber mit einer anderen »Person« auf die Reise gegangen, das hatte die andere Seite nicht zugelassen, und so mußte er sich mit der Begleitung des falschen Engels abfinden.
Auch der schaffte es nicht, den unheimlichen Gewalten zu trotzen. Manchmal hörte ihn Suko schreien. Es waren röhrende Laute, die er ausstieß. Wahrscheinlich rief er nach seinen Brüdern, den übrigen Großen Alten, eine Antwort bekam er nicht.
Der magische Sturmwind hatte ihn in die Dimensionen geschleudert

und ließ ihn auf diese Art und Weise erkennen, daß die Großen Alten eine Niederlage erlitten hatten.

Da Myxins magische Kräfte gestoppt oder zurückgedrängt worden waren, versuchte er es auch nicht mehr und ließ sich treiben. Er hoffte, daß er irgendwann ein Ziel erreichte.

Und das geschah!

Urplötzlich und ohne Übergang waren sie da. Das Grau, das Nichts, durch das sie geschleudert worden waren, verschwand. Die Umgebung nahm allmählich Konturen an, auch wenn sie kaum etwas erkannten, sondern eine öde, hell bis dunkelgraue Fläche, über der ein seltsam klares Licht lag, aber von keiner Sonne stammte, sondern von dem Himmel abgegeben wurde, der über ihnen lag.

Dieses Licht war so stark, daß sie erkennen konnten, welche Beschaffenheit der Untergrund zwischen ihren Füßen besaß.

Er war zwar fest, sah aber gleichzeitig so aus, als bestünde er aus Glas. Myxin kam der Begriff von gefrorenem Schleim in den Sinn, und als er heftig auftrat, spürte er auch unter seinen Füßen einen harten Widerstand. Darum kümmerte er sich nicht. Andere Dinge waren wichtiger. Zum Beispiel der Eiserne Engel, der sich von ihm entfernt hatte, so daß Myxin auf dessen Rücken schaute.

Diese Person war ein Feind!

Während der kleine Magier daran dachte, zuckte es in seinem Gesicht, und er erschrak, als der Eiserne sich gedankenschnell drehte und dabei seine Waffe zog.

Sie starrten sich an.

Sekundenlang geschah nichts. Im Gesicht des Eisernen bewegte sich kein Muskel, die Lippen waren fest geschlossen, die Augen ein wenig verengt. Obwohl er nichts sagte, spürte Myxin sehr stark den Hauch einer Feindschaft, die ihm entgegenwehte.

Todfeindschaft!

Beide waren sie Gefangene dieser fremden Welt, doch beide waren sie auch Gegner, wobei der eine sich über den Tod und die Vernichtung des anderen freuen würde, wie es aussah.

Im Vergleich zur Größe des falschen Engels wirkte Myxin klein, fast unscheinbar.

Wie immer trug er seinen langen Mantel, aus dessen Kragen der schmale Kopf hervorschaute. Seine Haut schimmerte in einem leichten Grün, ansonsten besaß er ein menschliches Gesicht, aber in ihm steckten gewaltige Kräfte.

Würden sie auch ausreichen, um den Eisernen Engel zum Kampf aufzufordern?

Da war sich Myxin nicht so sicher. Das Schicksal hatte ihm einen Streich gespielt und ihm ein feindliches Wesen an seine Seite gegeben. Nicht nur das, dieser Feind gehörte sogar zu den Großen Alten, und

Myxin hatte die Geste des Engels genau verstanden.
Niemand zog zum Spaß sein Schwert. Wer die Waffe hervorholte, wollte auch töten.
Und der Eiserne Engel hatte dies vor. Er begann scharf zu lachen, bevor er dem kleinen Magier erklärte, was er mit ihm vorhatte.
»Es ist ein für mich günstiges Schicksal gewesen, das uns in diese Welt getrieben hat. Uns beide.«
»Wieso günstig?« fragte Myxin.
Der Eiserne Engel lachte ihn an oder aus. »Weil ich hier alle Chancen habe, dich zu töten, Magier. Wir kennen dich, wir kannten dich schon lange und wußten auch, daß du die Seite gewechselt hast. Du hättest noch die Chance bekommen, dich zu entscheiden. Das hast du getan. Du stehst den Menschen bei, obwohl du eigentlich zu uns gehörst und schwarzmagisches Blut in deinen Adern fließt. Einmal hast du den Verräter gespielt, das war ein Bluff, und es wird bestimmt nicht wieder vorkommen. Dafür sorge ich, auch wenn meine Welt nicht mehr existiert. Aber ich habe Freunde.«
»Die restlichen Großen Alten, wie?«
»Jawohl. Sie werden mir zur Seite stehen. Ein jeder hilft den anderen. Weißt du eigentlich, in welcher Welt wir hier gelandet sind, Magier?«
Myxin schaute sich um, während er dabei seine schmalen Schultern in die Höhe hob. »Ich kann es nur erraten. Wir sind…«
»Bei Krol!« vollendete der falsche Engel.
Myxin sagte nichts. Das hatte er erwartet, als er zum erstenmal den Boden sah. Wie gefrorener Schleim wirkte er auf ihn, und Krol war eine ganz besondere Figur in diesem Spiel.
Ein Mutant, eine Mischung aus Tier und Monster. Eigentlich ein Tier, doch so gewaltig und groß gewachsen, daß man ihn schon als Monster bezeichnen mußte.
Krol war ein Krake!
Der größte und schlimmste, den es wohl je gegeben hatte. Selbst in den Urzeiten der Erde hatte diese Art von Tieren nicht existiert.
Wer Krol erschaffen hatte, mußte eine perverse Phantasie gehabt haben.
»Ich kenne ihn!« erklärte Myxin.
Der falsche Engel lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Aber dir ist es nicht gelungen, ihn zu vernichten. Viele haben es versucht, keiner konnte es schaffen, denn Krol ist unersättlich. Er verschlingt nicht allein Aas, auch lebende Personen werden von seinen Krakenarmen umkrallt und geraten in das Grauen hinein.«
»Weshalb erzählst du mir das alles?« erkundigte sich Myxin mit tonloser Stimme.
»Aus Gründen, die ich für human halte. Ich wollte dir nur mitteilen,

was dich erwartet, wenn ich dich nicht vorher töte. Und das wäre doch sicherlich besser. Lieber durch einen Hieb meines Schwertes sterben, als in die Gewalt des Kraken zu gelangen und allmählich zerdrückt zu werden.« Mit der freien linken Hand vollzog der Eiserne die Geste nach, indem er die Finger zur Faust schloß.

Im Prinzip hatte er recht. Nur wollte Myxin beides nicht, aber das band er seinem Gegner nicht unter die Nase.

»Nun? Was sagst du?«

Der kleine Magier hob die Schultern. »Du kannst es versuchen, Eiserner. Waffen besitzt du ja genug.«

»Und wie«, erklärte der Eiserne. »Aber für dich reicht das Schwert. Ich liebe es besonders.« Während dieser Worte begann er zu lachen und kam auf den kleinen Magier zu.

Myxin machte sich auf einen harten Kampf gefaßt. Nicht, daß er Angst gehabt hätte, er konnte sich genau richtig einschätzen und wußte längst, daß er seine alten Kräfte wiedergefunden hatte. Die magische Reise war beendet, jetzt standen die Fronten fest, und *es* ging wieder zur Sache.

Er konnte den Eisernen täuschen. Dieser hätte sich darüber wundern müssen, daß Myxin so gar keine Abwehrbewegung unternahm, einfach stehenblieb und den tödlichen Hieb erwartete.

»Hast du dich aufgegeben?« fragte der Engel.

»Fast.«

In dem bronzefarbenen Gesicht des Großen Alten zuckte plötzlich die Haut. Er fühlte sich ungemein sicher. In dieser Welt, die einem seiner Brüder gehörte, konnte ihn nichts mehr überraschen.

Und er schlug zu.

Genau auf diesen Augenblick hatte der kleine Magier gewartet. Es war auch für ihn ein Spiel mit dem Feuer gewesen. Reagierte er einen Lidschlag zu spät, würde ihn die scharfe Klinge teilen.

Myxins Rechnung ging auf.

Die breite Klinge befand sich bereits auf dem Weg nach unten, als sie von der gedanklichen Kraft des kleinen Magiers getroffen wurde. Myxin arbeitete mit der Telekinese, die es zuließ, daß er kraft seiner Gedanken Gegenstände bewegte.

Wie auch dieses Schwert!

Und nicht allein die Waffe, auch der Arm wurde in Mitleidenschaft gezogen.

In der Bewegung stoppte die Klinge. Auf halbem Weg blieb sie stehen, wobei der Eiserne plötzlich das Gesicht verzog und mit aller Gewalt versuchte, das Schwert nach unten zu drücken und Myxins Schädel zu spalten.

Der kleine Magier stand direkt unter der Klinge. Eine halbe Armlänge trennte seine Schädeldecke nur von der Waffe, aber der Eiserne

schaffte es nicht, sein Schwert nach unten zu drücken und somit die Distanz zu überwinden.

Nicht einmal zur Seite trat Myxin, als er in die Höhe schaute und sich ein Lächeln auf seine schmalen Lippen legte. »Das war wohl eine Fehlspekulation«, erklärte er und nickte sich selbst zu, als wollte er sich bestätigen.

Der Eiserne ächzte. Sein Gesicht hatte sich verändert. Die Proportionen verschoben sich dabei so, daß Myxin das Gefühl bekam, als würde die Eisenhaut reißen.

Seine linke Hand konnte er bewegen. Er nahm sie zu Hilfe, aber es gelang ihm auch nicht, mit beiden Händen das Schwert nach unten zu bewegen. Myxin blieb unverletzt.

Er aber wollte hier in dieser Welt ein Exempel statuieren. Noch längst hatte er nicht alle Kräfte ausgeschöpft, und abermals strengte er sich an. Ein heimlicher Beobachter hätte das kurze Aufglühen in seinen Augen erkennen können. Die Pupillen wurden für die Dauer dieses geistigen Kraftaktes schockgrün, und der falsche Engel merkte, wie mächtig Telekinese sein kann.

Er mußte sich im nächsten Augenblick vorkommen wie innerhalb des magischen Orkans nach der Zerstörung der Grenzen, denn so wuchtig hob es ihn vom Boden ab, und Myxin setzte noch einen Schub hinzu.

Die große, starke Gestalt überschlug sich in der Luft. Zu einem Spielball war sie degradiert worden, bevor sie im freien Fall rücklings und so hart zu Boden krachte, daß die Erschütterungen fast von Myxin wahrgenommen wurden.

Auf dem Rücken blieb er auch liegen.

Langsam setzte sich der kleine Magier in Bewegung. Er lächelte jetzt, sein Gehen glich einem Schlendern, es tat ihm gut, endlich einmal einen Sieg errungen zu haben, und er blieb neben dem falschen Eisernen Engel stehen.

Myxin schaute auf ihn herab.

Noch immer hielt der Eiserne das Schwert fest. Bewußtlos war er nicht. Seine Augen standen offen, in den Pupillen erkannte Myxin Leben, und der kleine Magier nickte.

»Was willst du?« ächzte der Eiserne.

»Du wolltest meinen Tod«, erwiderte Myxin. »Kennst du die Gesetze der Schwarzen Magie?«

»Ja, verdammt.«

»Dann ist dir auch bekannt, daß die Schwarze Magie Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht.«

»Du willst mich vernichten?«

»So sehe ich es!«

Der Eiserne lachte krächzend. »Das wagst du nicht. Nein, das wirst du nicht wagen. Nicht in einer Welt, die dir feindlich gesonnen ist. Du

kannst so etwas einfach nicht. Du…«

»Ich kann es!« Myxin hatte tonlos und ohne jegliche Emotionen gesprochen, so daß gerade diese Stimme den falschen Engel von Myxins Absichten überzeugte.

Er schwieg in der Folgezeit und hörte auf das, was ihm Myxin zu sagen hatte.

»Viele Dinge sind im Laufe der Zeit geschehen«, erklärte der kleine Magier. »Du weißt selbst, daß wir Feinde sind, und ich weiß auch, wie du mit deinen Feinden umgehst. Ihr, die Großen Alten, habt euch vorgestellt, die Hölle zu vernichten. Das ist euch nicht gelungen. Diesen Plan mußtet ihr vorerst verschieben, aber wie ich euch kenne, habt ihr es nicht aufgegeben, die Menschheit unter Kontrolle zu bekommen. Im alten Atlantis ward ihr eine geheimnisvolle Macht. Älter als dieser Kontinent, wurdet ihr von manch mächtigem Magier oder Zauberpriester angebetet. Viele wollten die Kräfte bekommen, mit denen auch ihr ausgerüstet ward. Das ist zum Glück nicht gelungen, da der Untergang dazwischenkam. Ihr konntet überleben und mußtet mitansehen, wie sich die Menschheit anderen Götzen zuwandte, falls sie nicht gerade an den *einen* glaubten. Das alles paßte euch nicht. Die Großen Alten waren zu herrschen gewohnt, und diese Strukturen sollten wieder erschaffen werden. Ob die Menschheit die Kraft der Hölle besitzt, um euch zurückzustoßen, wage ich zu bezweifeln, aus diesem Grunde muß ich so handeln und dich töten, damit ich letztendlich der Menschheit einen Gefallen tue. Ich hoffe, du hast mir folgen können.«

»Ich habe deine verdammten Worte verstanden«, ächzte der Eiserne Engel.

»Dann finde dich mit deinem Schicksal ab.«

»Nie!«

»Was willst du denn noch unternehmen?« In Myxins Stimme klang sogar noch Mitleid. »Du bist nicht in der Lage, etwas dagegen zu tun. Wer unter meiner Kontrolle steht, schafft nichts…« Myxin hatte seiner Ansicht nach genug geredet. Er wollte handeln.

Und wieder setzte er seine mentale Kraft ein. Wie von Geisterhänden geführt, bogen sich plötzlich die Finger des Eisernen auseinander. Sie gehörten zu der Hand, die das Schwert umschloß.

Normalerweise hätte es zu Boden fallen müssen, es geriet jedoch in Myxins Kraftfeld, wurde gepackt und allmählich in die Höhe gehievt, wo es sich einmal drehte und über dem Körper des falschen Engels zur Ruhe kam.

Noch lag es waagerecht, aber Myxin wollte dafür sorgen, daß es kippte und mit der Spitze auf den Körper wies.

Provozierend langsam drehte es sich um seine Achse, wobei es vom Eisernen beobachtet wurde.

»Ich bin mir sicher«, erklärte Myxin, »daß es deinen Körper zerschneidet wie Butter. Danach gibt es nur noch vier Große Alte, denn Kalifato wurde schon vernichtet…«

Der Eiserne kämpfte. Er versuchte, seine Bewegungen unter Kontrolle zu bekommen und sich aus der Gefahrenzone zu rollen, aber Myxins Kraft war einfach zu stark.

Bis zu dem Augenblick, als ihn ein anderer überraschte, mit dem auch Myxin nicht mehr gerechnet hatte.

Er spürte noch den Schlag, der seine Füße traf. Dann wurde er selbst in die Höhe geschleudert, und genau dort, wo er eben noch gestanden hatte, brach die Erde auf.

Ein riesiger Schleimarm erschien.

Ein Tentakel!

Blitzschnell hatte es die Lage erfaßt. Während Myxin einige Meter entfernt so hart aufprallte wie zuvor der Eiserne Engel, griff der Krakenarm zu und umfaßte die Waffe, wobei er sie mit einem gedankenschnellen Ruck aus der Gefahrenzone des falschen Engels zog.

Damit war Myxin demonstriert worden, wie sehr die Großen Alten zusammenhielten und er letztendlich auf verlorenem Posten stand…

***

Wir hatten es hinter uns.

Wir, das waren der kleine Ali und ich. Wobei ich den Jungen mit seinen vierzehn Jahren nicht unbedingt als klein ansehen wollte, denn er hatte sich tapfer gehalten.

Hinter uns lag eine Hölle!

Wir waren in die unheimliche, fremdartige Welt eingedrungen, hatten uns durchgekämpft, waren auf unsere Freunde gestoßen, hatten Leilas Vernichtung durch den Eisernen Engel miterleben müssen und Liliths Bluff, denn ihr war es gelungen, uns in der Gestalt des Callgirls Leila zu täuschen. Danach war es zu dieser heftigen Verschiebung der Magie gekommen, ausgelöst durch den Eisernen Engel und Kara, die beide ihre Schwerter geschleudert hatten.

Auch Ali und ich waren von den Gewalten erfaßt und abgetrieben worden. Hinein in eine Welt, die eigentlich keine war, denn wir befanden uns genau dort, wo sich zwei gewaltige steinerne Handgelenke berührten und die über uns himmelhoch aufragenden Hände eine immense Schlucht bildeten.

Das also lag hinter uns.

Und was lag vor uns?

Wir wußten es beide nicht. Es war nicht einmal mehr zu erraten, denn unsere Zukunft war so ungewiß wie selten.

Ich fing einen Blick meines jungen Begleiters auf. Die Angst war aus

seinen Augen verschwunden, und ich wußte, daß er mir etwas sagen wollte. »Los, spuck's schon aus!«

»Du heißt doch John, nicht?«

»Ja.«

»Für mich nicht mehr.« Er tippte mich mit dem Zeigefinger an.

»Jetzt bist du Indy oder Indianer Jones. Mit dir erlebt man ja bald noch mehr Abenteuer.«

Ich verdrehte die Augen. »Hör zu, du Pimpf! Erstens bin ich nicht Indianer Jones und auch nicht Indy, zweitens befinden wir uns nicht im Kino, und drittens bist du kein chinesischer Junge, sondern ein Marokkaner. Einen chinesischen Freund habe ich nämlich schon.«

»Schade«, murmelte Ali. »Dabei hatte ich mich darauf gefreut, dein Freund sein zu können.«

»Das kannst du trotzdem!«

Er lachte. »Sind wir Partner, John?«

»Immer.«

Ali streckte mir die Hand entgegen, ich schlug ein und hörte, wie er sagte: »So, und jetzt bring mich hier raus, großer Meister.«

Ob ich wollte oder nicht, ich mußte lachen. »Tut mir leid, so einfach ist das nicht. Außerdem gibt es kein Drehbuch wie im Film. Wir müssen uns schon mit den Tatsachen abfinden.«

Ali schwieg. Statt dessen schaute er in die Höhe, dabei verzogen sich seine Lippen zu einem Halbmond. »Sieht ja bescheiden aus«, erklärte er. »Kannst du gut klettern?«

»Hin und wieder. Aber keine glatten Wände hoch.«

»Was machen wir dann?«

Das wußte ich zwar auch nicht, dennoch drehte ich den Daumen und deutete nach unten. »Vielleicht liegt unser Glück in der Tiefe, nicht in der Höhe.«

»Jetzt macht er noch Witze!« stöhnte Ali und verdrehte dabei die Augen.

Nach Witzen stand mir nicht der Sinn, aber ich sah keine andere Chance. Wir kamen einfach nicht in die Höhe.

Noch einmal legte ich den Kopf in den Nacken. Die beiden Hände hatte ich schon einmal gesehen, da schwebte zwischen ihnen der Würfel des Unheils.

Jetzt waren sie leer, aber noch immer so gewaltig, drohend und gefährlich.

Sie reichten so hoch, daß meine Blicke die Fingerspitzen nicht mehr erfassen konnten. Genau da, wo sie sich ungefähr befinden mußten, verschwammen sie in einem diffusen Grau.

Jede menschliche Hand besitzt einen Ballen, auch Hautfalten, Linien, Schwielen und Finger.

Das alles sah ich auch hier, und natürlich waren die Falten in der

Betonhaut wesentlich breiter, so daß wir mit den Händen hineinfassen konnten. Wo die Finger hineinpaßten, würden auch die Füße steckenbleiben, deshalb kam es auf einen Versuch an. Nur wußte ich nicht, was uns erwarten würde, wenn wir tatsächlich das Ende der Finger erreichten.

Ali hatte meine Blicke natürlich bemerkt und sich auch seine Gedanken gemacht.

»Da willst du hoch, John?«

»Mit dir.«

»Hm«, meinte er und nickte. »Ich bin dabei. Angst habe ich davor nicht. Das klappt schon.«

»Dann wirst du auch vorgehen.«

»Wieso ich?« beschwerte er sich. »Hast du vielleicht Angst?«

»Jeder von uns hat wohl Angst. Wenn du aber ausrutschst, könnte ich dich vielleicht abstützen oder auffangen, daran solltest du denken. Alles klar jetzt?«

»Sicher, du bist der Chef.« Ali schaute nach, ob auch seine Waffe noch im Gürtel steckte. Fletsche und Munition waren noch vorhanden.

»Gehen wir.«

Mit meinem Vorschlag hatte ich bei Ali offene Türen eingerannt.

Die Kletterei würde uns von den eigentlichen Problemen ablenken, so hoffte ich. Auch die Gelenke waren von einem Faltenmuster durchzogen. Zum Teil stach es so tief in die Steinhaut, daß Ali mit seinen Schuhspitzen Platz fand, und ich ebenfalls.

Die Arme hielten wir gereckt, und unsere Fingerspitzen verschwanden ebenfalls in den kleinen Furchen und Spalten. So schafften wir es, die ersten Meter hinter uns zu bringen.

Da ich hinter Ali herkletterte, konnte ich die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen bewundern.

Nicht einmal mußte ich ihn unterstützen. Schwierig wurde es, als wir das rechte der beiden Gelenke hinter uns gelassen hatten und den Handballen erreichten.

Er war sehr glatt, selbst Ali rutschte mit der rauhen Sohle seiner Turnschuhe ab.

Ich hörte ihn schimpfen. Er sagte etwas auf arabisch, blieb in einer Schräglage hängen und schaute nach unten, so daß ich sein schweißnasses Gesicht erkennen konnte.

»Geht es nicht mehr weiter?«

»Nein, John, das ist zu glatt. Ich habe mich an der letzten Spalte festgeklammert. Jetzt ist erst einmal nichts, und fliegen können wir ja nicht.«

Da hatte er recht. Fliegen konnten wir nicht. Hemator, der Unbesiegbare, würde uns wohl zum Schicksal werden, wie damals den Menschen im Bermuda-Dreieck. [2]

Wie sollte es weitergehen?

»Wir müssen zurück!« erklärte Ali.

Noch wollte ich nicht aufgeben. »Bleib du in deiner Haltung«, rief ich ihm zu.

»Und was machst du, John?«

Er bekam von mir keine Antwort, denn ich begann bereits mit der Kletterei. Ich wollte rechts an Ali vorbei, denn dort hatte ich einige Stellen gesehen, die Einkerbungen aufwiesen.

Sehr vorsichtig ging ich zu Werke. Ein Fehltritt konnte alle Mühen zunichte machen und unseren Tod bedeuten. Ich hatte keine Lust, mit zerschmetterten Knochen in der Mulde zu liegen, in die uns die Kraft des magischen Orkans getrieben hatte.

Und so gewann ich wieder einige Meter, bis ich mich mit Ali auf gleicher Höhe befand.

»Du wirst auch nichts anderes sehen, John!«

Da hatte Ali recht. Ich sah tatsächlich nichts anderes. Nur eine glatte Fläche, ohne Falten, Einkerbungen und Risse. Sie zog sich, von mir aus gesehen, über den Ballen nach rechts hinweg. Wo sich das möglicherweise änderte, war für mich nicht zu sehen.

Nein, wir mußten zurück.

»Hatte ich nicht recht gehabt, John?« schrie Ali. Er hatte zuletzt bei jeder Frage laut gerufen, um seine Furcht zu unterdrücken.

»Klar, das hattest du.«

»Jetzt weißt du auch nicht mehr weiter, wie?«

Er war herrlich direkt. Auch diesmal hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich wußte nicht, was ich noch unternehmen sollte, um dieser Situation zu entkommen.

»Wir können ja wieder zurück!«

»Und dann?« fragte ich.

»Weiß ich auch nicht.«

»Du bist mir ein Scherzkeks.«

»Was ist das? Kann man das essen?«

Hätte ich nicht in einer für mich so anstrengenden Lage gehangen, ich hätte gelacht, so aber biß ich die Zähne zusammen, löste die Zehen meines rechten Fußes aus dem Spalt, streckte das Bein aus und suchte den nächsten Halt.

Der befand sich weiter rechts und so tief unter mir, daß ich einfach herausrutschte.

Das war auch nicht das, was ich hatte haben wollen. Ich murmelte einen leisen Fluch und suchte einen anderen Weg.

In diesem Augenblick durchlief ein heftiges Zittern die beiden Hände. Wo es seinen Ursprung gehabt hatte, war mir unbekannt.

Wahrscheinlich in der Tiefe, denn die Hände besaßen auch Arme, die irgendwo in der Düsternis endeten.

»John, das geht ins Auge!« rief Ali. Er hatte sein Gesicht so verzogen, als würde eine Zitrone in seinem Mund stecken.

Ins Auge würde es wohl nicht gehen, eher ins Leben, nur sagte ich Ali das nicht.

Und wieder zitterten die Hände.

Arhythmische Stöße liefen durch den Stein. Jetzt sogar stärker als beim erstenmal.

Lange würden wir uns hier nicht mehr halten können. Irgendwann beim nächsten Angriff mußten wir Hände und Füße lösen, um in das Nichts zu fallen und irgendwo zerschmettert liegen zu bleiben.

»Numeriere schon mal deine Knochen!« rief Ali. »Ich habe es bereits getan.«

Der nächste Stoß.

So überraschend und heftig, daß wir uns beide nicht mehr festklammern konnten.

Ich rutschte als erster ab. Wie viele Meter war ich geklettert? Ich hatte sie nicht gezählt, aber es waren verdammt nicht wenige gewesen. Einen Fall aus dieser Höhe überlebte ich nicht.

Auch Ali löste sich.

Diesmal schrie er nicht. Stumm fielen wir in die Tiefe, wobei ich noch die Augen weit offen hielt und hoch über mir sah, wie sich die Finger bewegten.

Sie wuchsen einander entgegen.

Beide Hände schlossen sich, und wir hörten eine hallend klingende Stimme: »Willkommen in Hemators tödlicher Welt…«

Danach erlosch die Erinnerung!

***

Auch Kara und der Eiserne Engel standen in einer für sie fremden Dimension.

Es war eine Welt aus Glas, in der Gorgos, der Gläserne, regierte und wie alle Großen Alten mit seinen Opfern kein Pardon kannte.

Dabei hatte er sich noch eine besondere Todesart für seine Feinde ausgedacht, da es ihm gelungen war, von diesen eckigen Kristallformationen kleine, kaum sichtbare, hauchdünne Fäden zu lösen, die lautlos durch die Luft schwebten und zielsicher in die Haut ihrer Opfer schnitten. Kara und dem Eisernen war dies bekannt. Nicht zuletzt John Sinclair und Suko hatten mit diesen Fäden schon ihre ungewöhnliche Bekanntschaft geschlossen, zum Glück aber überlebt.

Würden sie es auch schaffen?

Beide hielten sich auf einer gläsernen Ebene auf und schauten sich um. Der Kristallboden mußte das wenige Licht, das er bekam, so verstärken, daß beide durch diese unnatürliche Helligkeit und die Farbenpracht der Prismen geblendet wurden.

Sie sprachen nicht miteinander. So unterschiedlich sie auch waren, sie verstanden sich ohne Worte.

Nachdem sie eine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben nicht erkannt hatten, stellte Kara die erste entscheidende Frage: »Was können wir alles tun?«

Darüber hatte auch schon der Eiserne Engel nachgedacht. Er erwiderte: »Das liegt auf der Hand. Wir müssen einfach den richtigen Weg finden, der uns zu Gorgos führt.«

»Meinst du?«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Aber wer ist Gorgos? Hast du ihn gesehen? Gibt es Bilder von ihm? Würde er sich zeigen?« Kara war skeptisch.

»Eine gute Frage, die ich dir leider nicht beantworten kann«, erwiderte der Eiserne. »Ich kenne ihn nicht. Ich stand ihm nie persönlich gegenüber.«

»Auch nicht in Atlantis?«

»Nein, hast du ihn denn gesehen?«

Kara schüttelte ihren Kopf. Die langen schwarzen Haare flogen dabei. »Es ist mir nie gelungen. Ich hörte nur mehr in Erzählungen und Legenden von ihm. Die Alten sprachen davon. Zudem sind unsere Gegner wesentlich älter als ich.«

»Das stimmt.«

»Aber was ist mit dir?« fragte Kara.

»Ich habe ihre Wege nie gekreuzt«, erklärte der Eiserne. Dabei schaute er an Kara vorbei in die kristallene Ferne, als könnte er dort irgendwo die Lösung seiner Probleme entdecken. Vielleicht bin ich ihnen auch bewußt aus dem Weg gegangen…

»Du meinst wegen deines Bruders?«

»Genau.«

»Wußtest du denn davon?«

»Nein, ich habe nur gehört, daß es um meine Geburt ein Geheimnis gibt. Jetzt weiß ich mehr. Wie alles genau entstanden ist und was das Geheimnis beinhaltet, das kann ich dir leider nicht sagen. Es ist auch uninteressant, wir wollen sehen, daß wir uns in dieser Welt zurechtfinden.«

»Du kennst auch die Folgen?« erkundigte sich Kara.

»Natürlich. Jeder, der sich mit Gorgos anlegt und ihm zu nahe kommt, erfährt seine Rache. Er verglast allmählich. Das Leben wird aus seinem Körper hervorgesaugt, wobei ich mich wundere, daß man uns noch nichts getan hat.«

»Sind wir Menschen?« fragte Kara leise.

Der Eiserne zuckte zusammen. Dann drehte er langsam den Kopf und schaute auf Karas Haar. »Menschen?« Er wiederholte das Wort.

»Das weiß ich auch nicht genau. Ich glaube nicht.«

»Wir sehen zwar menschenähnlich aus, wobei ich mich mehr als Mensch bezeichne, als du. Aber welche Existenz ist schon über zehntausend Jahre alt? Nicht einmal ein Baum.«

Nachdenklich nickte der Eiserne.

»Wenn wir keine Menschen sind, was sind wir dann?«

»Vielleicht Zwitter, die sich mehr zur menschlichen Seite hingezogen fühlen.«

»Das kann sein. Ich würde vorschlagen, daß wir es dabei belassen. Finden wir uns damit ab.«

Für beide war die kleine Philosophiestunde beendet. Sie besaßen andere Probleme. Da es keinen Weg zurück gab, mußten sie nach vorn schauen und gehen.

Das hieß: Gorgos aufspüren!

Sie würden es zumindest versuchen und einfach in die Richtung gehen, wohin sie schauten. Irgendwann einmal mußten sie auf Gorgos treffen. Er konnte sich nicht für immer versteckt halten.

Obwohl sich beide in einer schweigenden Welt befanden, vernahmen sie immer wieder Geräusche. Verursacht durch ihre Schritte auf dem gläsernen Boden, und sie hörten das Knirschen, ohne daß jedoch Glas brach. Es zeigte hin und wieder Risse, so daß es genau an diesen Stellen schwammig aussah.

Es war ein schlimmes Land. Ohne jegliche Geräusche. Obwohl beide nicht so empfanden wie normale Menschen, war ihnen das Land des Schweigens unsympathisch.

Der Eiserne Engel ging einige Schritte vor. Er hatte sein Schwert gezogen, hielt es in der rechten Hand und schlug damit manchmal einen Halbkreis, so daß die Spitze der Waffe dicht über den Boden wischte.

Plötzlich blieb er stehen.

Kara fragte nicht nach dem Grund, sie schaute dorthin, wo sich auch der Blick des Eisernen konzentriert hatte und sah dicht unter dem Glas etwas liegen.

Die Schöne aus dem Totenreich erschrak.

Es war ein Mensch.

Die Schichten des ungewöhnlichen Glases verzerrten die Sichtperspektive, dennoch konnten beide erkennen, daß es sich bei diesem verglasten Menschen um einen Soldaten handelte, denn auf dem Kopf trug er einen breiten Helm, der einen Riemen besaß. Dieser wiederum hatte sich um das Kinn des Soldaten gewickelt.

»Ich glaube, ich kenne ihn!« flüsterte Kara.

»Woher?«

Das Lächeln der dunkelhaarigen Frau wirkte verloren. »Wenn ich irdische Zeitmaße nehme, würde ich sagen, daß er zehntausend Jahre alt ist. Verstehst du?«

»Dann stammt er aus unserem Land?«
»Ja, er ist ein Soldat von dem versunkenen Kontinent.«
Der Eiserne bewegte seinen Kopf. »Ich frage mich nur, wie er hier in diese Welt kommt?«
»Er wird uns leider keine Antwort mehr geben können.« Kara hob die Schultern und sah nach rechts, wo eine aus unzähligen Platten und Kristallen bestehende Felsformation in die Höhe wuchs und regelrechte Berge bildete, auf deren Spitzen das Licht funkelnd und gleißend in die Spektralfarben gebrochen wurde.
Die Entfernung zu den Bergen war für Kara schwer zu schätzen.
Die unnatürliche Helligkeit und die zahlreichen Lichtbrechungen ließen Distanzen schrumpfen und degradierten Orientierungspunkte zu einem Nichts.
»Vielleicht kam er von dort?« vermutete Kara.
Auch der Eiserne Engel schaute zu den Bergen hinüber. Nach einer Weile meinte er: »Wir sollten hingehen.«
»Ja, dafür bin ich auch«, stimmte Kara zu. »Aber was ist mit ihm? Ich möchte mir den Soldaten eigentlich mal anschauen.«
Der Engel hatte nichts dagegen. »Dann müßten wir ihn heraushacken.«
Kara zog bereits ihr Schwert. Wieder funkelte und sprühte die goldene Klinge. Als Kara sie anhob, ausholte und sie dann nach unten schlug, sah es aus, als läge ein blitzender Goldstreifen in der Luft.
Die Frau hatte so geschlagen, daß sie die Klinge über die Länge der Leiche hinwegziehen konnte und die Spitze den gläsernen Bodenbelag einritzte. Kaum hatte sie Kontakt gefunden und wurde von Kara weitergezogen, als zwischen Schwertspitze und Boden eine hellrote Funkenspur entstand, die den Weg des Schwertes wie ein strahlender Wirbel begleitete.
Magie stand gegen Magie.
Die Klinge aus dem alten Atlantis war stärker. Nathan, der Schmied, sorgte auch in dieser fremden Welt dafür, daß die anderen Kräfte keine Chance gegen sie hatten.
Kara gelang es, den Boden genau dort aufzureißen, wo der Soldat in der gläsernen Masse eingeschmolzen war.
Karas Schwert hatte einen Graben geschlagen. An den Seiten war das Glas dünn und flüssig geworden. Dort hatte sich Wärme gebildet. Beide vernahmen das Knistern und schauten zu, wie sich die Hitze ausbreitete und auch noch weiteres Glas zerschmolz.
Sie nickten einander zu und setzten sich gemeinsam in Bewegung.
Kara legte ihr Schwert zur Seite, doch der Eiserne schaffte es allein.
Er faßte den Soldaten an, hob ihn aus seinem Grab und stellte ihn wie eine Puppe auf die Füße, wobei er achtgeben mußte, daß er ihm nicht aus dem Griff rutschte.

Kara blieb vor dem Mann stehen. Sie nickte und flüsterte: »Ja, das ist er. Das ist er genau. So haben die Soldaten ausgesehen.« Sie streckte den Arm aus, berührte die Haut an der Wange, und ihr Finger zuckte sehr schnell wieder zurück.

»Was ist?« fragte der Eiserne.

»Glas«, erwiderte Kara leise. »Einfaches Glas. Er ist zu einem Gläsernen geworden.« Sie ließ ihren Blick an der Gestalt nach unten gleiten. Der Soldat trug lange Beinkleidung. Es war ein Panzer aus Metall, der die Beine an der Vorderseite schützte. Kara wußte, wie man ihn anhob. Man mußte an eine bestimmte Stelle fassen und konnte ihn zur Seite drehen. Das bereitete ihr Mühe. Im Laufe der Zeit waren die Scharniere eingerostet.

Unter dem Panzer kam ein Bein zum Vorschein. Es bestand aus Glas. Knochen, Haut und Sehnen, auch das Blut, alles war verschwunden, und der gleiche Vorgang hatte auch das Gesicht erfaßt.

Mit der Fußspitze trat Kara gegen das Knie. Sie hörte das satte Platzen, ein kurzes Splittern, dann war das Knie gebrochen, und der Soldat fiel zusammen.

Er wurde auch nicht mehr von dem Eisernen gehalten, so daß er zersplitterte, als er auf den Boden knallte.

»Das war es dann«, erklärte Kara mit belegter Stimme.

Der Eiserne lächelte. »Denkst du daran, daß uns das gleiche Schicksal bevorstehen könnte?«

»Ja, das meine ich«, gab Kara zu. »Ich habe selten eine Welt erlebt, die so gefährlich ist wie diese. So heimtückisch, so grausam, so unnatürlich ruhig. Ich kann es einfach nicht fassen. Ich habe das Gefühl, in einer gewaltigen Falle zu stecken.«

»Da geht es dir nicht allein so.«

Beide schwiegen nach den Worten des Eisernen. Sie ließen ihre Blicke in die Höhe gleiten und stellten sehr schnell fest, daß sich am fahlhellen Himmel etwas verändert hatte.

Er hatte Wolken bekommen!

Sehr große, hellweiße, blitzende Gebilde, die hoch über den Spitzen der Berge lagen und von einem Wind getrieben wurden, der auf dem Boden nicht zu spüren war.

Nachdenklich zog der Eiserne Engel seine kaum erkennbaren Augenbrauen zusammen. »Wolken«, murmelte er, »wie ist das möglich in einer Welt ohne Feuchtigkeit?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen. Vielleicht sind es keine Wolken.«

»Was dann?«

Kara hob die Schultern.

Mit dem Schwert deutete der Eiserne auf die Berge aus Kristall.

»Ich finde, wir sollten dort hingehen. Jetzt erst recht, denn da sind wir unter Umständen vor den Wolken geschützt.«

»Wenn du meinst.«

»Ja, bestimmt.« Der Eiserne fügte ein Nicken hinzu. Er setzte sich schon in Bewegung und schritt kräftig aus.

Kara warf noch einen Blick auf den atlantischen Soldaten. Sie hatte den Mann nie gesehen, dennoch tat er ihr leid. Gern hätte sie gewußt, wie er in diese Welt aus Glas gelangt war, eine Antwort allerdings würde sie bestimmt nicht bekommen.

Es überraschte den Eisernen als auch Kara, wie schnell sich die am Himmel treibenden Wolken vergrößerten. Sie bekamen immer mehr Nachschub, der jenseits der Berge aufsteigen mußte.

Befand sich dort vielleicht das für eine Wolkenbildung notwendige Wasser? Kara war schneller gegangen und hatte den Eisernen Engel auch erreicht. Sie teilte ihm von dieser Vermutung mit, doch ihr Partner schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht daran, daß es Gebilde sind, die aus Wasser entstehen.«

»Und wieso nicht?«

Der Arm des Engels fuhr schräg in die Höhe. »Diese Wolken hier haben eine andere Form.« Er schüttelte noch den Kopf. »Nein! Kara, das ist etwas anderes.«

»Aber was?«

»Eine Erklärung werden wir vielleicht später finden. Wir müssen aber damit rechnen, daß sie uns feindlich gesonnen sind, wenn du verstehst, was ich damit sagen will.«

»Natürlich, hier ist alles feindlich.« Kara warf während der Worte einen besorgten Blick gegen den Himmel. Sie hatte auch das Gefühl, als wären die Wolken tiefer gesunken.

Darüber sprach sie mit dem Eisernen. Ohne seine Schritte zu unterbrechen, nickte er. »Ja, das meine ich auch.«

»Dann könnten sie uns bald erreicht haben.«

»Leider.«

Wieder merkten sie, wie sehr in dieser Welt die Entfernungen täuschten. Sie hatten nicht das Gefühl, den Bergen nähergekommen zu sein, bis Kara sich plötzlich so heftig gegen die Stirn schlug, daß selbst der Engel stehenblieb.

»Was hast du?« fragte er im Umdrehen.

»Kannst du nicht fliegen?«

Plötzlich verzog der Eiserne Engel den Mund. »Bin ich ein Idiot! Klar, komm.«

Es war fast wie im Märchen, nur eben um eine Idee gefährlicher, denn keiner der beiden wußte, ob sie überlebten.

Kara kletterte auf den Rücken des Engels. Sie setzte sich dabei so hin, daß auch er noch den Platz fand, um seine Flügel auszubreiten!

Flach legte sich die Schöne aus dem Totenreich hin. Noch stand der Eiserne gebückt, dann breitete er seine gewaltigen Schwingen aus und

stieg in die Lüfte.
Bisher hatte Kara in dieser Welt keinen Wind gespürt, das änderte sich, als die Schwingen dicht an ihr vorbeistrichen und sie sich wie in einem offenen Flugzeug vorkam.
Ein unsicheres Gefühl bekam Kara nicht, dennoch fürchtete sie sich plötzlich.
Es hing mit der Wolke zusammen, denn der Eiserne Engel flog fast im direkten Kurs auf sie zu.
Entrinnen konnten sie ihr nicht mehr, da sie sich mittlerweile so tief gesenkt hatte, daß sie schon fast die Spitzen der Berge berührte.
Ein Teil löste sich sogar ab und fiel hinunter in die Sättel zwischen den einzelnen gläsernen Höhenrücken oder verschwand in den Tälern, die für Kara und den Eisernen noch nicht einsichtig waren.
Mit einer Hand klammerte sich die Frau fest, die andere hielt sie als Sichtschutz über die Augen, weil sie von diesem Licht geblendet wurde, das auch die Wolke reflektierte.
Sie brauchte dem Eisernen keine Warnung zu geben. Er faltete seine Flügel zusammen, so daß sie tiefer gingen. Kara schaute auf die Berge. Hell, klar und gleichzeitig durch die Lichtbrechung bunt schienen sie ihnen entgegenzukommen.
Bis auf eine Kleinigkeit.
Es war die Wolke.
Sie hatte sich an sehr vielen Stellen schleierartig über die Kristalle gelegt, und Kara konnte jetzt erkennen, aus was sich die Wolke zusammensetzte.
Nein, das war kein Wasserdampf.
Es waren unzählige kleine Fäden.
Tödliche Fäden…

***

»Für dich gibt es keine Flucht, Chinese«, erklärte der Teufel, wobei er den häßlichen Schädel schüttelte und seine Arme in die Hüften stemmte. »Wenn ich es will, bleibst du in dieser Welt gefangen, mein Lieber. Und ich will es so.«
»Was ist mit dem Tor?« fragte Suko, ohne auf die Worte des anderen einzugehen.
»Es ist verschlossen, und es wird auch verschlossen bleiben, da ich andere Pläne habe.«
»Welche?«
Asmodis lachte, wobei er wieder seine stinkenden Schwefelwolken produzierte. »Ich will dir etwas sagen, Chinese. Eigentlich müßtest du mir dankbar sein.«
»Wofür?«
»Du kannst dich wieder bewegen. Das ist doch auch etwas.«

Suko hob die Schultern. »Ob ich mich bewegen kann oder irgendwo in einer Astgabel liege, spielt keine Rolle, solange ich in dieser verdammten Welt gefangen bin.«

»Sie ist unter anderem das, was ihr Menschen Hölle nennt. Hast du das Gefühl der Leere nicht gespürt. Das Alleinsein, ohne die Werte, die ihr Menschen so hoch einschätzt?«

»Das war in der Tat der Fall.«

Asmodis nickte. »Dann kannst du dir auch vorstellen, wie es einem Menschen ergeht, der für alle Ewigkeiten hier gefangen ist.«

»Und die gibt es?«

»Ja.«

»Zeige sie mir!« verlangte Suko. Er war in diesen Augenblicken aufs Ganze gegangen und rüttelte damit an den Grundfesten der Existenz überhaupt.

Asmodis wollte nicht. Auf die Gründe der Ablehnung ging er nicht näher ein. »Du darfst sie nicht sehen, nur hören.«

»Wie das?« Suko wunderte sich darüber, daß er so kalt blieb.

Vielleicht war es schon die Gewöhnung, denn er gehörte zu den Personen, die mehr als die meisten Menschen über gewisse Dinge wußten. So auch über die Existenz der Hölle oder der ewigen Verdammnis.

Asmodis begann zu lächeln. »Es sind die Seelen, die ich bekommen habe. Sie befinden sich hier und schreien ihre ewigen Qualen hinaus. Wenn ich ihnen lauschen will, höre ich sie mir an. Willst du sie ebenfalls hören, Chinese?«

Suko schaute in das häßliche Gesicht des Teufels. Bluffte der?

Eigentlich nicht. Er hätte keinen Grund gehabt. Asmodis befand sich in seinem Reich, zu bluffen brauchte er nicht.

»Ja, ich will sie hören.«

»Bitte.« Der Teufel lächelte, drehte sich um, streckte einen Arm aus und wies über das Geländer der Brücke hinweg in die Tiefe. Er mußte sie noch beeinflussen, denn an seiner Pranke loderte es für einen Moment auf. Es waren magische Strahlen, die in die Tiefe zielten und die gefangenen Seelen wachrüttelten.

Im nächsten Augenblick hörte Suko sie.

Schon nach den ersten Sekunden bereute er es, überhaupt den Vorschlag gemacht zu haben.

Suko vernahm das Schreien aus der Tiefe. War es überhaupt ein Schreien? Er wollte es nicht wahrhaben. Zu schrecklich und unheimlich waren die Laute. Suko erinnerte sich an Geschichten, die kleinen Kindern erzählt wurden. An Stories aus der Hölle, wo Eltern über verfluchte Seelen und deren Qual berichteten.

So genau hörten sich die Laute an.

So klingend, voller Pein steckend, so schmerzerfüllt und jammernd.

Alles Grauen der Welt steckte in diesen Seelen. Sie empfanden die Schrecken, die Alpträume. Sie waren keine Menschen mehr, im höchsten Fall Geistwesen, aber man hatte ihnen die Empfindungen der Menschen gelassen.

Die Hölle strafte grausam!

Suko schaute auf seinen Feind. Das Gesicht des Chinesen war glatt geblieben, worüber er sich selbst wunderte. Er konnte seine Empfindungen unter Kontrolle halten und sah, wie Satans Lächeln breiter wurde.

»Nun? Wie gefällt dir das?« erkundigte sich der Teufel.

»Das weißt du genau.«

Asmodis nickte. »Sicher, das weiß ich. Deshalb habe ich es dir auch vorgeführt. Du stehst nicht auf meiner Seite, das wissen wir beide, dennoch habe ich dir meine Macht demonstriert und dir auch vorgeführt, in welch einer Lage du dich befindest. Zahlreiche Stimmen bilden diesen höllischen Chor. Ob Männer, Frauen oder Kinder. Die Hölle kennt keine Rücksicht. Aber, und das will ich auch zugeben, hat der Teufel noch Wünsche. Darin unterscheidet er sich nicht von einem Menschen. Und da sich die Menschen ihre Wünsche erfüllen, möchte auch der Teufel die seinen erfüllt sehen. Mir hat Luzifer die unumschränkte Macht gegeben. Er läßt mich schalten und walten, deshalb hat er auch nichts dagegen, daß ich mir die Seelen hole, die mir noch fehlen. Du kannst dir vorstellen, wie gern ich den Geisterjäger John Sinclair da unten schreien hören möchte. Momentan ist er nicht greifbar, aber er wird es sein. Bis dahin muß ich mich mit einem Ersatz zufrieden geben…«

Suko hatte seit geraumer Zeit schon bemerkt, auf was Asmodis hinauswollte. Er stand nicht umsonst vor ihm. Zwar lauerte der Teufel darauf, die Seele des Geisterjägers zu bekommen, aber auch andere waren ihm noch wichtig. Die Seelen von Menschen, die das Umfeld John Sinclairs bildeten.

»Weißt du schon Bescheid?« fragte Asmodis.

»Ja.«

»Ich sage es dir trotzdem. Ich will deine Seele schreien hören, Chinese!«

***

Krol beherrschte nicht nur seine Welt, er war auch die Welt, und das hatte er dem kleinen Magier demonstriert.

Myxin gehörte zu den Personen, die sich eigentlich nicht so sehr überraschen ließen. In diesem Fall aber war er überrascht worden.

Er hätte nie gedacht, daß der falsche Engel noch mit dem Leben davonkommen würde, doch die Großen Alten ließen sich gegenseitig nicht im Stich, und der kleine Magier sah den Krakenarm, dessen Ende

sich um den Schwertgriff gewunden hatte.
Und der falsche Engel erfaßte die Lage sofort. Er rollte sich herum, stützte sich mit den Händen ab und schnellte mit einem geschmeidigen Sprung in die Höhe.
Myxin schaute nicht auf ihn. Sein Blick galt dem Untergrund, der aufgerissen worden war.
Jetzt endlich konnte er die Masse erkennen, die sich unter seinen Füßen befand. Da zuckte und pulsierte es. Glasiger Schleim, von Adern durchzogen, und ständig in Bewegung.
Das war Krol!
Der falsche Engel drehte den Kopf. Er schaute dorthin, wo sich der Arm aus dem Boden schob und das Schwert umklammert hielt.
Über die Lippen der lebenden Figur zuckte ein kaltes Lächeln. »So einfach ist es nicht, Magier. Nein, die Großen Alten sind nicht nur stark, sie unterstützen sich auch gegenseitig. Nicht umsonst hat man sie in dem Land, aus dem auch du stammst, so verehrt, und du wirst noch kennenlernen, wie stark sie eigentlich sind, das kann ich dir versprechen.«
»Okay, rede nicht, sondern handle!« Myxin wollte es kurz machen, aber der falsche Engel ging nicht darauf ein.
»Ich?« rief er. »Nein, ich nicht. Dafür habe ich, wie man so schön sagt, meine Leute. In diesem Fall Krol. Es ist seine Welt. Er hat hier zu bestimmen, und das will ich ihm nicht nehmen, obwohl ich zugeben muß, daß ich dich gern selbst vernichtet hätte. So aber werde ich nur Zuschauer sein und vielleicht eingreifen.«
Myxin hatte, während der andere die Worte sprach, genau überlegt, was ihm passieren konnte.
Krol war gefährlich. In seinen Krakenarmen steckte eine immense Kraft. Zudem wußte Myxin nicht, mit wie vielen Tentakeln sein Körper ausgestattet war. Das konnten Hunderte oder Tausende sein, wenn er daran dachte, daß diese Welt quasi nur aus dem Dämon Krol bestand. Bisher hatte er nur dessen Arme gesehen, nicht aber den Körper. Über diese Masse konnte der Magier nur spekulieren.
Wie er annahm, mußte sie mehr als gewaltig sein.
Er schüttelte sich, als er daran dachte und überlegte, ob er es mit seinen Kräften schaffte, den anderen zu vernichten.
Es würde schwer, wenn nicht sogar unmöglich sein.
Zunächst bewegte sich der Tentakel mit dem Schwert. Er schwang nach rechts, und es sah so aus, als wollte er dem Engel die Waffe zurückgeben.
Myxin konzentrierte sich. In diesem Fall konnte er nur seine geistigen Kräfte einsetzen. Die Totenmaske würde ihm kaum etwas nutzen, zudem lenkte ihr Einsatz ihn momentan zu sehr ab, da er sich allein auf das Wesentliche konzentrieren wollte.

Krol ahnte von Myxins Vorhaben.
Blitzschnell hielt er dagegen!
Obwohl die Spitze des Schwertes sich auf Suko eingependelt hatte, griff Krol mit dieser Waffe nicht an. Dafür brach hinter dem Magier der Boden auf.
Myxin war nicht schnell genug. Er hatte sich einfach zu stark auf den ersten Arm konzentriert, doch ein Wesen wie Krol besaß unzählige. Und das bewies er auch.
Der zweite schnellte hervor.
Es war ein gewaltiger Schlag auf den Rücken, den Myxin mitbekam. Der kleine Magier wurde nach vorn gestoßen. Er sah weitere Risse im Boden, die sich rasend schnell erweiterten, fiel aber nicht hin, sondern wurde umfaßt und blitzschnell in die Höhe gerissen.
Dabei drehte sich der Tentakel so, daß Myxin das Gefühl hatte, in einem Karussell zu sitzen. Er wollte die Arme zur Seite drücken und stellte fest, daß er dies nicht mehr schaffte, denn der Tentakel des Kraken hielt sie durch den Druck fest an den Körper gepreßt.
In dieser Lage war Myxin hilflos…
Nicht einmal Luft hätte er holen können, das brauchte er auch nicht, denn er war kein Mensch, aber er konnte fühlen, nachdenken und kombinieren. Deshalb sah er seine Lage richtig.
Einen Ausweg gab es für ihn kaum. Der Tentakel hielt ihn sehr fest umklammert. Myxin selbst schwebte hoch über dem Grund und konnte auf ihn niederschauen.
So weit sein Blick auch reichte, von der einst vorhandenen Glätte war so gut wie nichts mehr zurückgeblieben. An fast allen Stellen zeigte der Grund aufgerissene Stellen, aus denen blasig und dicht der grüngrau schillernde Schleim in die Höhe quoll, so daß der Untergrund wirkte wie mit dicken Geschwüren bedeckt.
Ein widerlicher Anblick, der durch die zahlreichen aus dem Boden drückenden Tentakel noch verstärkt wurde.
Krol war in seinem Element. Er beherrschte diese Welt, und das zeigte er seinem Gefangenen auch.
Myxin sah auch den falschen Engel!
Er stand zwischen den Krakenarmen und wirkte, obwohl er so groß war, ziemlich klein.
Aber er war gefährlich.
Den Kopf konnte Myxin drehen. Die übrigen Krakenarme interessierten ihn im Augenblick nicht, der falsche Engel war für ihn wichtiger, denn er bewegte sich dorthin, wo sich auch das Schwert befand.
Der Arm mit der Waffe senkte sich, denn Krol hatte genau bemerkt, was der andere wollte.
Plötzlich fiel das Schwert nach unten.

Ein blitzschnelles Öffnen der Hand, das sofortige Schließen, und der Engel hielt den Griff umklammert.

Myxin tat nichts.

Er war nach wie vor ein Gefangener und litt unter dem Druck des ihn umschließenden Tentakels.

Es war fast wie im Kino. Eine ungeheure Gestalt setzte sich in Bewegung. Sie schritt durch den Wald der Krakenarme auf ihren Gegner zu und zeigte innerhalb des starren Gesichts keine Regung.

Nur die Augen bewegten sich.

Myxin hatte selten eine so große Kälte gesehen. Der Große Alte und er waren Feinde und beide mit den Gesetzen der Schwarzen Magie vertraut. Feinde vernichtete man, Erbarmen gab es nicht.

Ohne daß der Eiserne einen sicht- oder hörbaren Befehl gegeben hätte, senkte sich der Krakenarm mit seinem Opfer in einer so schrägen Haltung nach unten, daß sich der falsche Engel nicht einmal anzustrengen brauchte, um Myxin mit einem spielerisch anmutenden Schwertstreich zu köpfen.

Genau das hatte er vor, denn sein rechter Arm befand sich bereits in Schlagrichtung.

Myxin gab nicht auf.

Es hatte lange gedauert, bis er seine vollen Kräfte zurückbekam.

Nun aber konnte und wollte er sie einsetzen.

Mit dem Schwert hatte es begonnen, aber der kleine Magier wollte diesmal zu einer anderen Taktik greifen. Wahrscheinlich konzentrierte sich der falsche Engel auf seine gewaltige Waffe, denn er hatte die anderen vergessen.

Im Gegensatz zu Myxin.

Er faßte eine andere ins Auge.

Die Dämonenpeitsche!

***

»Bist du noch da, Partner?«

Ich hörte die Jungenstimme und wußte im ersten Augenblick wirklich nicht, wo ich mich befand. Auch die Erinnerung war verlorengegangen, so daß ich mich zunächst einmal zur Seite wälzte, den Arm ausstreckte und eine Berührung an der Hand fühlte.

Es waren die Finger des Jungen Ali, und er redete auch weiter.

»Ich glaube, daß es Allah mit uns gut gemeint hat«, erklärte er mir.

»In der Hölle können wir wohl nicht sein.«

»Weshalb nicht?«

»Da sieht es anders aus.«

»Woher weißt du das denn?«

»Das habe ich gelesen.«

Was er gelesen hatte oder nicht, darum wollte ich mich nicht

kümmern, da ich andere Sorgen hatte. Es waren meine Kopfschmerzen, die mir zu schaffen machten. Irgendwie mußte es mich erwischt haben. Ich tastete zur Stirn hoch und fühlte dort eine wunde Stelle. Auch Blut klebte plötzlich zwischen meinen Fingerspitzen.

»Willst du immer hier liegenbleiben, Partner?« fragte Ali. »Da ist ein Bett bequemer.«

Sicher, das war es bestimmt. Deshalb richtete ich mich auch auf.

Neben mir nahm ich eine Bewegung wahr, dann spürte ich Hände als Stütze in meinem Rücken, die erst verschwanden, als ich mich hingesetzt hatte und mich zunächst umschaute.

Wo befanden wir uns?

Von den gewaltigen Händen sah ich nichts mehr. Sie hatten sich hoch über unseren Köpfen geschlossen gehabt, dann war diese schlimme Dunkelheit gekommen und hatte uns umfangen wie ein gewaltiger Vorhang.

Die Finsternis war jetzt verschwunden.

Uns umgab ein Licht, das ich mit dem der Morgendämmerung auf der Erde vergleichen konnte. Das war es bestimmt nicht, und wir befanden uns auch sicherlich nicht auf der Erde.

Wen Hemator einmal besaß, den gab er so leicht nicht mehr ab, das stand für mich fest.

Aber welch eine Welt hatte sich hier aufgetan? Darüber dachte ich nach, als ich auf dem staubigen Boden saß, die Beine angewinkelt hatte und die Hände um die Knie verschränkt hielt.

Ali hockte vor mir. Er hatte fast die gleiche Haltung angenommen wie ich, nur stützte er sich rechts und links seines Körpers ab. Die großen Augen waren fragend auf mich gerichtet.

»Die Hände haben sich geschlossen«, murmelte ich. »Was geschah dabei oder danach?«

»Gefallen sind wir, John.«

»Das weiß ich auch. Wohin sind wir gefallen?«

»Nach unten. Nur nicht in die Hölle, die sieht anders aus, wie ich dir schon sagte.«

Ich mußte lächeln. Darüber vergaß ich auch meine Kopfschmerzen und stellte mich zunächst einmal hin. Das leichte Schwindelgefühl ließ sich ertragen.

Auch Ali war nicht mehr sitzen geblieben. »Komische Welt«, meinte er, als er neben mir stand.

»Kannst du wohl sagen.«

Sie war wirklich seltsam. Als wir beide nach vorn schauten, kamen wir uns vor wie inmitten einer gewaltigen Filmkulisse, die aus irgendeinem Kolossalstreifen übriggeblieben war. Außerdem sah ich die Welt als seltsam schief an. Wir konnten zwar geradeaus und nach

beiden Seiten schauen, dennoch besaßen die Dimensionen eine gewisse Krümmung, die vom Boden in die Höhe verlief, als wollten sich die Seiten irgendwo in einer für uns nicht sichtbaren Entfernung zu eine Röhre zusammenfügen.

Der Boden war staubbedeckt. Schabten wir den Schmutz zur Seite, kamen darunter dicke Quadersteine zum Vorschein, die in einer so geometrischen Form verliefen, daß diese Anordnung von intelligenten Wesen stammen mußte. Vom Himmel waren sie bestimmt nicht in diesem Muster gefallen.

Auch Ali hatte es bemerkt. »Das sieht ja aus wie ein Weg, John. Ja, das ist ein Weg!« Er deutete nach vorn.

Ich aber schaute zurück.

Irgendwo hörten die Steine auf, das sah ich. Vielleicht begannen sie auch an der Stelle, aber vor uns führten sie weiter in diese von einem diffusen Licht erhellte Welt.

Es war schwer zu beschreiben. Kein Nebel, aber Schleier von Staub nahmen uns den klaren Blick. Sie besaßen eine ins Bläuliche zielende Farbe, manchmal auch leicht rötlich angehaucht und sie trieben kaum, sondern blieben am Boden haften, als wären sie dort festgeklebt.

Ali holte seine Fletsche hervor. »Sicher ist sicher«, flüsterte er.

»Ich will mich ja nicht überraschen lassen.«

»Das meine ich auch«, erwiderte ich und dachte an meine Beretta und das Kreuz. Bumerang und magische Kreide besaß ich ebenfalls.

Eigentlich war ich ja optimal bewaffnet, aber reichten die Dinge aus, um in einer Welt wie dieser bestehen zu können?

Daran wollte ich nicht so recht glauben. Bei den Großen Alten war eben alles anders. Ihre Welten lagen sehr weit zurück. Wie sie und die Dämonen selbst entstanden waren, konnte ich nicht sagen, das lag alles im Dunkel einer geheimnisvollen Urzeit.

Es wußte auch niemand, welche magischen Kräfte und Machtmittel ihnen damals schon bekannt waren.

Die Welten der Großen Alten hatten überlebt. Als Atlantis geboren wurde, hatten sich diese Dämonen den damaligen Bewohnern des Kontinents genähert und sich von gewissen Schichten der Bevölkerung anbeten lassen.

»Du sollst nicht soviel nachdenken, Partner«, sprach Ali mich an.

»Wir wollen lieber handeln.«

»Ist gut, ich bin dabei.«

»Und du fühlst dich ›bon‹?«

»Besser geht es kaum.«

»Dann los!«

Und so kam es, daß ich, der Geisterjäger John Sinclair, mit einem vierzehnjährigen Jungen eine Welt oder Dimension untersuchte, deren Existenz von den allermeisten Menschen wohl bestritten wurde.

Vor zehn Jahren hätte ich so etwas auch nicht geglaubt. Mittlerweile war ich schlauer geworden.

Das Licht und die Schleier begleiteten uns. Wir gewöhnten uns allmählich daran und auch an die Luft, die immer nach Staub schmeckte, der sich zudem in unseren Kehlen festgesetzt hatte.

Schnell gingen wir nicht, da wir unsere Blicke überall hatten.

Diese fremden Welten, das wußte ich auch, steckten sehr oft voller Gefahren, vor allen Dingen waren sie menschenfeindlich, zu vergleichen mit den öden Wüstenstrichen auf der Erde.

Ali schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er meinte:

»Du darfst alles haben, nur keinen Durst, Partner.«

»Ein Bier würde mir guttun.«

»Das hat Allah aber verboten.«

»Dir vielleicht. Wenn ich aber ein Bier trinke, habe ich ständig das Gefühl, als würden zahlreiche Engelchen in meinem Hals sitzen und Hallelujah singen.«

»Und was ist das?«

»Erkläre ich dir später.«

Die viereckigen Steine blieben. Wohlgeordnet lagen sie in einer Reihe. Nicht eine Fuge war aufgebrochen, nur der graue Staub lag über ihnen wie eine dünne Decke. Wenn ich zurückschaute, sah ich deutlich unsere Abdrücke. Ich wurde das Gefühl einfach nicht los, daß dieser Weg auch zu einem Ziel führte.

Wegen des Staubtreibens blieb unsere Sicht beschränkt, doch als ich einmal nach rechts ging, entdeckte ich so etwas wie eine Geländeformation, zu vergleichen mit einem Hang, der uns begleitete, so daß Ali und ich uns vorkamen wie in einer großen Schüssel.

»Ist komisch, nicht?« fragte Ali.

»Kannst du wohl sagen.«

In der Tat hatte ich ein seltsames Gefühl. Ich wollte auch nicht daran glauben, daß alles so harmlos blieb, wie es war und wurde noch vorsichtiger.

Ali behielt sein Tempo bei. Er hatte sich deshalb von mir entfernt, und ich wollte ihn zurückrufen, als er sich bückte und etwas vom Boden aufhob.

Was er da gefunden hatte, sah ich nicht. Erst als er sich umdrehte und mir entgegenkam, erkannte ich den Gegenstand.

Es war ein Totenschädel. So glänzend und blank, als hätte ihn jemand poliert.

»Ein hübsches Andenken, nicht?«

Ich schaute mir den Schädel genauer an. Man konnte mich zwar nicht gerade als Spezialist in punkto Totenschädel bezeichnen, aber diesem Kopf sah ich an, daß er einem Menschen gehörte. Er war völlig ausgebleicht. Staub oder treibender Sand hatten ihm den matten Glanz

verliehen. Die Mundhöhle stand offen.

Ali schaute mich an. »Da liegen auch noch Knochen«, berichtete er.

Ich ging hin. Hinter mir hörte ich Ali zischend atmen. »Das ist wie in der Wüste, Partner, wie in der Wüste, wenn du verstehst. Da gibt es auch kein Wasser, nur Sand und Staub. Bin gespannt, wer unsere Schädel mal findet.«

»Ich möchte meinen gern noch für eine Weile behalten.«

»Das will ich auch, aber die anderen werden wohl etwas dagegen haben. Ein komisches Land.«

Ich achtete nicht auf Alis Worte, hockte mich nieder und putzte mit meinen Händen den Staub von den Knochen. Die Gebeine waren ebenso blank wie der Schädel. Als ich mehrere von ihnen berührte, klappten sie aneinander.

»Das war mal ein Mensch.«

Ali hatte sich auch gebückt und schaute an mir vorbei. »Können hier überhaupt Menschen leben?«

Eine berechtigte Frage war das. Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich nicht. Jedenfalls nicht nach unseren bisherigen Erkenntnissen. Unter Umständen war dieser Mann wirklich ein Gefangener. Möglich ist eben alles. Mach dich auf die tollsten Überraschungen gefaßt, Partner.«

»Ja, bei dir immer.« Ali legte den Schädel wieder zur Seite und stellte sich hin.

Auch ich richtete mich auf. Diese Dimension oder Welt gefiel mir überhaupt nicht. Zwar waren wir bisher nicht direkt angegriffen worden, doch ich wurde einfach das Gefühl nicht los, als würden die Feinde irgendwo lauern und uns beobachten.

Zu sehen waren sie jedenfalls nicht. So blieb uns nichts anderes übrig, als unseren Weg fortzusetzen.

Noch immer schritten wir über die geometrisch angelegten Steine.

Und weiterhin schauten wir in die bläulichen Dunst- und Staubwolken, die wie dünne Tücher in der Luft hingen.

Unter unseren Sohlen knirschte es. Und plötzlich erschienen Schatten innerhalb der Staubschleier.

Ali war stehengeblieben. Auch er hatte sie entdeckt, drehte den Kopf, schaute mich an und blickte wieder nach vorn. »Da ist doch etwas«, hauchte er.

»Sicher.« Ich drückte ihn zurück und ging selbst einige Schritte vor. Wegen der Staubschleier hatte ich große Mühe, Einzelheiten auszumachen, erkannte schließlich zu beiden Seiten des Wegs etwas, das ich mit dem Wort Bauwerke oder Ruinen umschreiben konnte.

Ich ging noch näher heran, damit ich die Dinge deutlicher erkennen konnte.

An der rechten Seite, wo sich tatsächlich ein Hang in die Höhe schob,

entdeckte ich eine Treppe. Ihre letzte Stufe endete vor einem seltsamen Bauwerk. Es war eine Rundbogenbrücke, die auf zwei dicken Steinsäulen stand.

Wie ein kahles Gerippe hob sich dieser Durchgang aus Stein vom Boden ab. Und gegenüber, an der anderen Seite des Wegs, entdeckten wir ein steinernes Bauwerk, das auf einem breiten Sockel stand und sich nach oben hin verjüngte.

Es wies eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Turm auf, war nicht zerstört und besaß in der unteren Hälfte einen breiten, halbkreisförmigen Eingang, in dem die Dunkelheit lauerte.

»Hast du eine Erklärung?« fragte Ali.

Ich hob die Schultern. »Scheinen wohl die Reste einer Stadt zu sein.«

»Und wo sind die anderen?«

»Kann ich dir auch nicht sagen.« Es war eine ehrliche Antwort.

Ich wußte tatsächlich keine Erklärung.

Was sollte ich nun machen? Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich den Turm näher untersucht. Aber ich fühlte mich auch für Ali verantwortlich und wollte ihn nicht alleinlassen.

»Laß uns mal rangehen!«

Sein Vorschlag wurde ausgeführt. Je näher wir an die seltsamen Bauwerke herankamen, um so deutlicher konnten wir sie erkennen und stellten fest, daß sie aus den gleichen Steinen errichtet worden waren, mit denen man auch den Weg belegt hatte.

Große, viereckige Quader, die zu Tausenden aufeinander lagen und ein Bauwerk bildeten, das man schon mit dem Wort monumental umschreiben konnte.

Die Brücke interessierte mich nicht. Das rechte Bauwerk schaute ich mir genauer an. Es besaß nicht allein den großen Eingang, der mich an ein riesiges halbrundes Kellerfenster erinnerte, sondern auch zahlreiche, schießschartenartige Fenster im Mauerwerk.

Zudem war der Turm nicht glatt in die Höhe gebaut worden. Vorsprünge wechselten sich mit Ecken und Kanten ab.

Die Luft war auch hier von diesen bläulichen Staubschleiern erfüllt. Sie umtanzten auch das Bauwerk, so daß es uns vorkam wie in einen starken Nebel gehüllt.

Wenn wir nach vorn schauten, fiel unser Blick in eine Ebene, die eine Fortsetzung der Schüssel bildete.

Auch der Himmel zeigte die blaue Farbe. Manchmal sahen wir dazwischen ein blutrotes Schimmern, mehr als verlaufende Streifen zu erkennen, die sich schräg von oben nach unten zogen.

»Komisch, nicht?« fragte Ali.

»Kannst du wohl sagen.«

»Ob dieser Turm bewohnt ist?«

»Da müßten wir wohl nachschauen.«

»Aber du streitest es nicht ab?«
»Nein.«
»Dann geh doch«, schlug Ali vor. Er deutete auf den Eingang.
»Der ist ja schließlich groß genug.«
Ich war skeptisch. Nicht daß ich allzu große Angst gehabt hätte, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt mich davon ab. Vielleicht war es Vorsicht.
Auf der Stelle drehte ich mich.
Da konnten wirklich Tausende von Augen innerhalb der dichten Staubschleier lauern, ohne daß wir sie hätten sehen können. Ob die Hände noch vorhanden waren, wußte ich auch nicht, es hatte auch keinen Sinn, weiterhin darüber nachzudenken, und ich nickte Ali zu.
»All right, Partner, du hast mich überzeugt.«
Der Junge grinste und deutete eine Verbeugung an. »Darf ich dem Sir den Rücken decken.«
»Ja, du darfst.«
»Und du willst den Turm untersuchen?«
»Erst einmal nachschauen.«
»Dazu brauchst du eine Lampe.«
»Weiß ich, Ali.« Aus der Tasche holte ich wieder meine dünne Leuchte hervor.
»Viel kannst du damit nicht erkennen.«
»Es reicht.« Ich ließ Ali stehen und bewegte mich auf mein erstes Ziel zu.
Innerhalb des großen Eingangs lauerte die Finsternis. Dieses Loch im Mauerwerk erinnerte mich tatsächlich an ein großes Kellerfenster. Nur in der Höhe reichte es so weit, daß ich sogar aufrecht stehend darunter Platz finden konnte.
Erst jetzt erkannte ich die gesamte Dicke des Mauerwerks und mußte zugeben, daß die Erbauer dieses Turms fast ein Kunstwerk hinterlassen hatten.
Obwohl Platz genug war, zog ich unwillkürlich den Kopf ein, als ich in die Dunkelheit des Bauwerks eintauchte. Ich bekam ein ungutes Gefühl. Diese Finsternis gefiel mir nicht. Sie kam mir vor, als würde ich in sie hineingreifen können, ging den nächsten Schritt und zuckte, wie von einem Insektenstich getroffen, herum, als ich hinter mir Alis Schrei hörte.
Was ich sah, ließ mich Staunen!
Bisher waren wir nur zu zweit gewesen, jetzt aber zu dritt. Und diese dritte Person war wie aus dem Nichts erschienen, herabgesprungen von irgendeiner Mauerkante, einem Vorsprung oder Erker, und sie hatte es auf Ali abgesehen.
Der Junge hatte nicht nur vor Wut geschrien, auch vor Furcht, denn die Gestalt, die sich vom Mauerwerk gelöst hatte, hielt in der rechten

Hand ein Messer mit langer, breiter Klinge.
Hinzu kam noch, daß es sich bei dem Angreifer um eine weibliche Person handelte. Eine kräftig gebaute Frau mit langen, schwarzen Haaren. Sie trug einen blutroten Umhang, der nur den Rücken ihres Körpers bedeckte und die fast nackte Vorderseite freiließ.
Mehr sah ich von ihr nicht, denn dieses Weib wollte meinem neuen Partner an den Kragen.
Beide lagen am Boden. Während des Sprungs hatte die Unbekannte Ali mitgerissen, aber ihm war es durch eine blitzschnelle Reaktion gelungen, den nach unten fahrenden Messerarm abzuwehren und die Finger um das rechte Gelenk der Person zu krallen.
Ali lag auf dem Rücken, die Frau über ihm. Aus ihrem Mund drangen Laute, wie sie eine wütende Katze produzierte. Dabei versuchte sie mit aller Kraft, die Klinge nach unten zu drücken, um sie in Alis Brust zu versenken. Noch hielt der Junge dagegen, aber die andere Person war ihm überlegen. Diese Frau besaß fast die Muskeln eines Mannes, und die Kraft hatte sie auch.
»Partner!« hörte ich Ali ächzen, »ich glaube, das geht so ziemlich ins Auge.«
Er meinte das Messer damit.
Ich war schneller als die Klinge. Die Frau sah mich kommen, drehte den Kopf, und als sie mich von unten her anschaute, traf sie mein Tritt. Ich hatte so hart reagieren müssen, denn es ging um ein Menschenleben.
Die Schwarzhaarige flog zur Seite, überkugelte sich einige Male, und ich setzte über den am Boden liegenden Ali mit einem gleitenden Sprung hinweg. Natürlich hatte die Frau nicht aufgegeben.
Das zeigte sie mir deutlich, als sie mich auf die Messerspitze schauen ließ.
Ein böses Grinsen entstellte ihr Gesicht. Wie ein kleiner Springball war sie auf die Füße gekommen, stand breitbeinig vor mir, und ich sah erst jetzt, daß sie wesentlich kleiner war als ich. Dafür war sie stämmig. Deutlich traten die Muskeln an ihren Oberschenkeln hervor, und auch die an den Armen konnten sich sehen lassen.
Ich hatte einen Moment Zeit, um sie genauer anzusehen. Ihr Busen war durch zwei braungoldene Stoffstreifen notdürftig verdeckt. Unter dem Bauchnabel trug sie einen breiten Gürtel, dazu flache Sandalen.
Das Gesicht wirkte breit. Die Augen standen weit auseinander und hatten asiatischen Einschlag, aber keine Mongolenfalten. Kurz und kräftig die Nase, die Stirn flach, nicht sehr hoch, und durch den Scheitel in der Haarmitte wirkte sie ebenfalls breit.
Hinter mir hörte ich Ali. Er beschwerte sich lautstark. »Dieses Weib wollte mich doch einfach killen. Mach du sie fertig, Partner.«
Um seine Worte kümmerte ich mich nicht, da ich die Frau keine

Sekunde aus den Augen ließ.
Daß sie den Kampf nicht aufgegeben hatte, bewies mir ihre Haltung. Sie hielt die Klinge so, daß die Spitze genau auf mich deutete, und sie hatte ihre Arme dabei halb erhoben. Zusammengepreßt waren die Lippen, in den schwarzen Augen war die Wut zu lesen.
Ich hätte mit meiner Beretta schießen können, das wollte ich aber nicht. Wenn diese Person in Hemators Welt lebte, wußte sie bestimmt etwas darüber zu erzählen. So wartete ich ab, um sie zunächst einmal kommen zu lassen.
Und sie kam!
Es war ein kräftiger Sprung, mit dem sie sich nach vorn katapultierte. Dabei drangen wieder diese wütenden raubtierhaften Laute aus ihrem Mund. Sie besaß keine Kampftechnik, ihre Aktionen wurden von reinen Emotionen geleitet, und das machte es für mich leicht.
Ich schlug ihren Arm in dem Augenblick zur Seite, als er nach unten raste.
Die Klinge fehlte, ich packte ihre Schultern, hob sie hoch und schleuderte sie zu Boden.
Sie prallte hart auf, schien sich in dem Augenblick in einen Gummikörper verwandelt zu haben, denn gedankenschnell rollte sie sich herum und stand plötzlich wieder.
Ich sah noch einen Schatten, hörte ein klatschendes Geräusch, und der Arm der Frau fiel nach unten. Gleichzeitig verdrehte sie die Augen, während sie schon in die Knie sank.
»Das war's«, vernahm ich Alis Stimme.
Ich drehte mich.
Mein junger Partner kam und hielt seine Fletsche hoch. Er hatte einen seiner flachen Steine verschossen und die Frau am Kopf getroffen. Jetzt hob er den Stein wieder auf und ließ ihn verschwinden.
Mit der Fletsche deutete er auf die am Boden liegende Person. »Das war ich ihr schuldig«, erklärte er.
»Wieso?«
»Sie wollte mich erstechen.«
»Sie ist aber nicht tot?« fragte ich.
Ali schaute mich erstaunt an. »Hältst du mich für einen Killer, Partner? Nein, tot ist sie nicht. Ich kann dosiert schießen. Glaub mir, im Gebrauch meiner Waffe bin ich spitze.«
»Ich glaube dir.«
Das Messer nahm ich an mich. Ich mußte es ihr aus den Fingern winden. Die Hand schien mit der Waffe verwachsen zu sein.
»Jetzt bin ich mal gespannt, wie lange sie bewußtlos bleibt«, meinte Ali und half mir, den Körper ein wenig zur Seite zu schaffen.
Wir brachten ihn bis in die Nähe des Turms. Dort lagen einige Steine,

auf denen wir Platz nehmen konnten.

Die Frau lag zwischen uns.

»Von wo ist sie eigentlich gekommen?« wollte ich von Ali wissen.

Der Junge deutete am Mauerwerk in die Höhe. »Da oben hat sie irgendwo gelauert. Vielleicht in einem Fenster, was weiß ich. Jedenfalls konnte ich sie vom Boden aus nicht sehen. Urplötzlich war sie da. Ich habe Glück gehabt, denn sie hat gefaucht, da konnte ich noch zur Seite springen. Einfach umbringen wollte die mich.«

»Mal sehen, was sie uns zu sagen hat.«

»Bestimmt nicht viel.« Ali deutete auf die Bewußtlose. »Sie sieht ja zum Glück wie ein Mensch aus.«

»Sie ist auch einer.«

»Und wie kommt sie in diese Welt?«

»Das werden wir sie fragen.«

Ali wischte sich über die Stirn. »Bin gespannt, was wir noch alles erleben.«

Das war ich auch, ließ die Frau aber nicht aus dem Blick und wunderte mich, als sie plötzlich die Augen aufschlug. Daß sie so schnell wieder zu sich kommen würde, damit hatte ich nicht gerechnet.

Wir starrten uns an.

Für einen Moment funkelte es in ihren Pupillen, dann warf sich die Unbekannte auf die rechte Seite und sprang sofort in die Höhe.

Sie war schneller als wir. Ihr rechter Arm fiel nach unten, die Hand suchte am Gürtel, und der Blick wurde starr, als ich ihr die eigene Waffe zeigte und sie auf die Klinge schauen ließ.

»Suchst du das?« fragte ich.

Die Frau versteifte. Dann nickte sie.

Für mich war es ein Beweis, daß sie meine Worte verstanden hatte, also würde ich mich mit ihr auch unterhalten können.

»Wie heißt du?« fragte ich.

»Leona.«

Den Namen hatte ich noch nie gehört. Daß sie ihn so bereitwillig preisgab, erweckte Hoffnungen in mir auf eine weitere Unterhaltung.

Auch wir sagten unsere Namen.

Sie schaute uns dabei an, wischte über ihr Haar, das, aus der Nähe betrachtet, gar nicht so schwarz war, sondern von einer Schicht aus grauem Staub überdeckt wurde.

Ali sagte: »Erst Leila, jetzt Leona. Die beiden könnten direkt Schwestern sein.«

Scharf schaute ihn die Frau an. Sie sprach nicht und blickte nur auf das Messer.

»Möchtest du es haben?« fragte ich.

Sie nickte.

»Um uns umzubringen, wie?«

Für einen Moment zögerte sie mit der Antwort. Dann schüttelte sie den Kopf, und wieder wunderte ich mich über diese Bewegung, denn sie mußte von dem Steintreffer Schmerzen haben, die schien sie einfach zu ignorieren.

Meine nächste Geste war die des Vertrauens, denn ich reichte ihr die Klinge zurück.

»Bist du lebensmüde, John?« Ali regte sich auf. »Die wird versuchen, uns die Kehlen durchzuschneiden.«

»Das wird sie nicht.«

Leona nahm das Messer an sich und ließ es in der flachen Scheide am Gürtel verschwinden.

Ich deutete auf einen freien Stein. »Setz dich!« forderte ich Leona auf.

Nur zögernd nahm die Frau Platz. Sie traute uns nicht, trotz ihres Messers, und setzte sich auch so hin, daß sie jederzeit wieder aufspringen konnte.

Ich blieb ruhig, auch Ali sagte nichts mehr. Er wartete auf meine erste Frage.

Die kam. »Wo befinden wir uns hier?« Ich sprach langsam, damit sie alles verstehen konnte. »Was ist dies für eine Welt?«

»Hemator!« Ihre Antwort kam spontan. Es wunderte mich nicht, daß sie den Namen erwähnte, schließlich hatten auch wir diese gewaltigen Hände als letzten Eindruck auf die lange Reise mitgenommen. »Das ist seine Welt?«

»Ja.«

»Und wie bist du hineingekommen?«

»Ich weiß es nicht.«

Mein Lächeln zeigte Unglauben. »Hast du die Erinnerung verloren, Leona?«

»Nein.«

»Dann mußt du doch…«

»Ich will es vergessen.«

»Aber du kommst von der Erde«, wechselte ich das Thema. »Du gehörst zur menschlichen Rasse.«

»Ja, das stimmt.«

»Und wie lange bist du schon hier gefangen?«

Sie hob die Schultern. »Was ist schon Zeit? Ich habe mir abgewöhnt, darüber nachzudenken. Ich führe hier ein zweites Leben.«

»Du wolltest uns töten!« hielt Ali ihr entgegen.

»In dieser Welt muß man das.«

»Wieso?« fragte ich. »Wir hatten dir nichts getan. Wir waren friedlich.«

»Nichts ist friedlich.«

Ich hob die Hände. »All right, lassen wir das. Reden wir auch nicht

von deinem zweiten Leben, sondern von dem ersten. Daran kannst du dich noch erinnern, oder?«

»Ja.«

»Als was hast du da gelebt?«

»Auch als Mensch. Ich wohnte auf einer Insel und betrieb dort Forschungen.«

»Welcher Art?«

»Ich beschäftigte mich mit dem Wetter und der Atmosphäre.« Sie sprach den Satz langsam aus und senkte dabei den Kopf, als wollte sie nicht mehr daran erinnert werden.

»Dann bist du eine Forscherin oder Wissenschaftlerin gewesen, wenn ich es richtig sehe?«

»Ja, ich bekam den Privatauftrag einer Universität. Er sollte über ein Jahr laufen.«

»Du warst allein auf der Insel?«

Sie nickte. »Fast. Jeden Monat nur kam ein Schiff und brachte Proviant.«

»Wo lag die Insel.«

»Am Rande des Bermuda-Dreiecks.«

Ich zog ein überraschtes Gesicht. Damit hatte ich nicht gerechnet, aber so unwahrscheinlich war das auch nicht. Schließlich hatte ich Hemators gewaltige Hand schon dort erlebt, als sie ein Schiff umklammerte. Allmählich sah ich etwas klarer. »Und was passierte dann?« setzte ich die nächste Frage hinterher.

»Es gibt die Insel nicht mehr.«

»So plötzlich?«

»Ja, auf einmal war die Hand da. In einer Nacht geschah es. Ein seltsames Licht erschien am Himmel. Zuerst hatte ich das Gefühl, es würde ein Tropengewitter aufkommen. Dann sah ich den Spalt, einen regelrechten Riß am Horizont. Wenig später erschien die Hand. Sie war so groß, daß sie die Insel unter sich begraben konnte. Ich stand vor meinem Haus, sah alles und wurde bewußtlos. Erst hier wachte ich auf, und ich mußte lernen, in dieser Dimension zu überleben.«

Nach der Dauer ihres Aufenthaltes fragte ich sie erst gar nicht. Ich würde sowieso keine Antwort bekommen. Die Zeit spielte in dieser Dimension wirklich keine Rolle.

Man mußte nur zusehen, daß man überlebte. Und das hatte die Frau anscheinend geschafft.

Ich sprach sie auf dieses Thema an. »Es war im Anfang schwer, denn dieses Reich ist feindlich. Ich lernte zu töten, weil ich überleben mußte. Bisher bin ich Sieger geblieben.«

»Wen hast du getötet?«

»Hemators Diener.«

Ich nickte, bevor ich fortfuhr. »Wir haben Gebeine gefunden. Waren

das etwa die Menschen, die du…?«

»Nein, nein. Sie lagen schon da, als ich in diese Welt hineinkam. So wird es uns ergehen, wenn wir es nicht schaffen, uns gegen die Feinde durchzusetzen.«

»Und das sind?«

»Hemators Ungeheuer.«

»Wirklich?« Ali hatte gefragt und sich vorgebeugt. »Stimmt das wirklich? Gibt es hier Ungeheuer?«

»Ja. Oder Mutanten.«

»Wo leben sie?«

»Überall, mein Junge, überall. Ich habe euch auch für Ungeheuer gehalten. Wißt ihr, in einer Gestalt, die…« Sie hob die Schultern.

»Was soll ich sagen? Ich hielt es für einen Trick Hemators.«

»Wir sind ebenfalls Gefangene!« klärte ich sie auf, ohne ihr zu sagen, wie wir in diese Welt gelangt waren. »Allerdings sind wir nicht bereit, hier für immer zu bleiben, das wirst du verstehen.«

»Ja.« Sie lachte dabei.

»Wo gibt es einen Ausweg?«

»Nirgends.«

»Wir müssen also bleiben?«

»Ja. Wir können uns verstecken, wenn sie ihre Plätze verlassen, aber irgendwann werden sie uns bekommen.«

»Und die Nahrung?« fragte ich. »Wasser, Lebensmittel.«

»Ich hatte noch etwas von der Insel. Alles ist mit rübergekommen. Doch die Nahrung geht zu Ende. Wir werden uns wohl gegenseitig töten müssen, um einige Zeit überleben zu können.«

Ich winkte ab. »So drastisch würde ich das nicht sehen.«

Sie schlug mit der Faust auf ihren nackten Oberschenkel. »Verdammt, du kennst diese Welt nicht.«

»Dann zeige sie uns.«

Leona starrte mich an. »Ist das dein Ernst? Willst du wirklich tiefer hinein, anstatt dich zu verstecken?«

»Das möchte ich.«

Sie strich über ihr Haar. »Ich fasse es nicht. Das ist ein Wahnsinn, wirklich. Hemator wird seine Diener oder Monster schicken. Die bringen uns um, die zerfleischen uns.«

»Wo stecken sie denn?« fragte ich.

Leona hob ihre Schulter. Dabei lief ein Schauer über die Haut, als würde sie frieren. »Überall und nirgends«, erklärte sie. »Urplötzlich können sie erscheinen. Sie tauchen aus ihren Verstecken und Löchern auf wie Ratten, die eine Beute wittern.« Sie schüttelte sich. »Es ist schlimm, wirklich.«

Das nahm ich ihr unbesehen ab. Sie hatte an der Außenwand des Turms gelauert und wahrscheinlich unseren Weg verfolgt. Dieser

Turm interessierte mich, so sprach ich die Frau darauf an.
»Wer steckt darin? Gibt es ein Geheimnis um das Bauwerk?«
»Es ist ein Zentrum.«
»Für wen?«
»Kann ich nicht genau sagen. Der Turm ist ein Labyrinth. Er ist verwinkelt, es gibt dort geheimnisvolle Gänge, Räume und Stollen. Sie stehen miteinander in Verbindung, bilden Verstecke, und Hemator, der Herrscher dieser Welt, bläst seinen Pestatem in die Mauern.«
Bevor ich etwas unternahm, wollte ich noch einiges klarstellen.
»Wir sind durch ein sogenanntes Dimensionstor in diese Welt gelangt, und es war ähnlich wie bei dir, Leona. Deshalb frage ich dich. Wo es einen Eingang gibt, muß es auch einen Ausgang geben. Davon gehe ich einfach aus. Hast du einen solchen Ausgang schon entdeckt oder wenigstens nach ihm geforscht?«
»Im Anfang.« Sie schüttelte den Kopf. Staub löste sich aus ihren Haaren. »Aber ich habe nichts gefunden.«
»Auch nicht im Turm?«
»Ich habe ihn nicht näher untersucht, da mir das Gelände zu gefährlich erschien.«
Da hatte sie wohl recht gehabt. Auch mir wäre es zu riskant gewesen, nur mit einem Messer bewaffnet, durch dieses unheimliche Bauwerk zu schleichen. Ich aber besaß andere Waffen, und ich wollte einen Ausweg finden. Vor allen Dingen mußten wir an Hemator herankommen, denn er war der Herrscher dieser Welt.
»Sieht schlecht aus, nicht?« fragte Leona.
»Das ist wahr.«
»Ich kann euch leider keine Hoffnungen machen.«
»Wo befindet sich eigentlich dein Lager?« erkundigte ich mich.
»Im Freien oder im Turm?«
»Ich habe es mir ein wenig abseits eingerichtet. Zwischen den Steinen. Sie sind dort zu Wällen aufgeschichtet. Da habe ich eine Höhle gebaut und sie bis jetzt verteidigen können. Wenn ich mich umsehen will, klettere ich auf einen Vorsprung des Turms. Von dort habe ich einen besonders guten Ausblick.«
»John, da kommt jemand.« Ali hatte mich gewarnt. Er trat auf mich zu und faßte nach meinem Arm.
Auch ich drehte mich jetzt um. Den Weg zurück schaute ich nicht.
Die Bewegungen waren an den beiden Hängen entstanden, wo noch immer Staubschleier in der Luft lagen.
Von dort kamen sie.
Mir stockte der Herzschlag, Ali wurde bleich und flüsterte: »Verdammt, das kann es doch nicht geben. Das ist der nackte Wahnsinn, ehrlich. Ich… ich werde noch verrückt.«
Es waren Figuren wie aus einem Alptraum. Schrecklicher hätte man

sie sich überhaupt nicht vorstellen können.

Es fiel mir schwer, sie zu zählen, weil sich aus dem Hintergrund immer welche nachschoben, so daß wir nur die erkennen konnten, die sich in der ersten Reihe befanden.

Da sahen wir eine armdicke Schlange, die ein sehr langes Gesicht besaß und das Maul weit aufgerissen hatte. Sie schob sich über den Boden und hatte die obere Hälfte ihres Oberkörpers erhoben. Aus kleinen Augen starrte sie uns böse an.

Neben der Schlange bewegte sich ein Monstrum, das einen Körper wie die längst ausgestorbene Seekuh besaß, so plump und unförmig. Nur gab es bei diesem Monstrum einen Unterschied.

Es besaß zwei menschliche Arme, sehr lange, dicke Finger, einen Seehundkopf, der dennoch menschliche Züge aufwies, denn Ohren und große, weiße Pupillen waren zu sehen.

Und noch ein Monster fiel mir auf. Es befand sich rechts neben dem Seekuh-Mutant, und es sah aus wie ein buckliger Drachen. Höher und größer als der Seekuh-Mutant war er auf jeden Fall.

Vielleicht trug auch der auf seinem Rücken wachsende gezackte Kamm dazu bei, und ich sah auch diesen flachen schlangenförmigen Hals, der in einem platten Kopf endete. Er selbst lag auf dem staubigen Boden und schob sich weiter vor, wenn sich auch das Monstrum bewegte.

»Was machen wir?« fragte Ali.

Leona hatte ihr Messer gezogen. Das war Antwort genug. Ich jedoch bezweifelte, ob wir gegen diese Kreaturen ankamen. Es war vielleicht besser, zunächst den Rückzug anzutreten, bevor wir uns hier in eine gewaltige Schlacht verwickeln ließen.

»In den Turm«, sagte ich.

Leona fuhr herum. »Das ist Wahnsinn. Wir kommen vom Regen in die Traufe.«

Ich deutete an der Außenmauer hoch. »Da sind doch Fenster oder Luken. Wenn sie uns zu nahe auf die Pelle rücken, können wir dadurch fliehen.«

»Gefällt mir zwar nicht, aber…«

»Da kommen immer noch mehr!« rief Ali plötzlich und deutete auf den uns gegenüberliegenden Hang.

Genau waren sie nicht zu erkennen, aber ich hatte das Gefühl, als würde sich eine dunkle Masse durch die hängenden Staubschleier wälzen. Nein, es gab keine bessere Möglichkeit. Wir mußten in den verdammten Turm hinein!

Einen Moment wartete ich noch. Ein langer dünner Arm mit einer Krallenhand schob sich aus dem Staub. Den dazugehörigen Körper konnte ich noch nicht erkennen, aber ich sah oberhalb der Hand Umrisse eines übergroßen Geierkörpers mit Augen, die an seinem

dünnen Schädel wie aufgeklebt wirkten.
»Dann los!«
Gemeinsam drehten wir uns um. Der Eingang war groß, hoch und breit genug.
Ali war am schnellsten. Und er blieb auch als erster von uns stehen, denn er hatte das schrecklichste Monstrum entdeckt, das sich bisher in dieser Welt gezeigt hatte.
Es war ein Krokodil.
Das wäre nicht einmal so besonders schlimm gewesen. Nur besaß es die dreifache Größe eines normalen Tieres, und auch das Gebiß war entsprechend mitgewachsen…

***

Kara wußte nicht, ob der Eiserne die Beschaffenheit der Wolke erkannt hatte. Deshalb warnte sie ihn und beugte ihren Oberkörper auch vor, damit sie ihm ins Ohr schreien konnte.
»Du mußt die Wolke umfliegen. Sie kann tödlich sein!«
Der Eiserne hatte verstanden. Seine Fluggeschwindigkeit sank rapide, Kara hatte das Gefühl, als würden sie in der Luft zunächst einmal stehenbleiben.
Nun konnten beide genau erkennen, was mit der Wolke geschehen war. Sie bekam immer mehr Nachschub, aus den Tälern stiegen sie hervor, und die Fädenwolken wurden für Kara und den Eisernen zu einem unkalkulierbaren Risiko.
»Wohin?« fragte Kara.
»Wir müssen uns der Wolke stellen!«
Diese Antwort war klar. Kara wußte auch, daß es keinerlei Diskussion mehr darüber gab. Wenn der Eiserne so etwas sagte, hatte er seine Gründe. Er blieb nicht mehr in der Höhe, sondern sank langsam dem gläsernen Boden entgegen.
Sie standen nicht mehr auf dem waagerechten Grund, sondern am Hang eines Glasberges, der aber nicht so glatt und schräg war, daß man abrutschen und nach unten rollen konnte.
»Zieh dein Schwert, Kara!«
Das tat die Schöne aus dem Totenreich. Dabei schaute sie auch in die Höhe und sah, daß nicht weit über ihren Köpfen entfernt, die Fadenwolken wie eine Wand standen, die sich immer tiefer senkte, um sie zu erreichen.
Wo gab es noch einen Ausweg?
Wenn sie in ein Tal gelangen wollten, mußten sie über den Kamm der Berge hinweg, um auf der anderen Seite die Quellen zu finden.
Vielleicht existierte dort auch ein Zugang zu irgendwelchen Höhlen oder Verstecken, aber das wollte Kara dahingestellt sein lassen, die Fäden waren zunächst wichtiger.

Sie standen nebeneinander. Beide dabei etwas versetzt und die linken Beine nach hinten gestellt. So besaßen sie die beste Kampfhaltung.

»Wie willst du sie denn stoppen?« fragte Kara.

»Mit dem Schwert.«

»Wirklich?«

»Ja, die Wolke ist nicht normal. Die besteht aus magisch aufgeladenen Fäden. Wenn wir mit unseren Klingen hineinschlagen, könnten wir uns vielleicht einen Weg bahnen.«

»Optimist.«

»Das muß ich sein.«

Die Wolke wanderte weiter. Lautlos und gefährlich schob sie sich heran. Dabei bewegten sich die kleinen, hauchdünnen Fäden aus eigener Kraft, sie peitschten sich mit dem Schwanzende förmlich voran, und wenn sie sich bewegten, glitzerten sie jedesmal auf, als wären sie von Lichtstrahlen getroffen worden.

Dieses Leuchten und Blenden konnte für Kara und den Eisernen Engel tödlich werden.

Sie stemmten sich dagegen an.

Und sie taten es gemeinsam. Mit ihren Schwertern schlugen sie zu, hauten gegen die Wolken und droschen regelrechte Breschen in sie hinein. Immer dort, wo sie trafen, blitzten die Fäden für einen Moment heller auf, bevor sie vergingen.

Das geschah, wenn sie vom Schwert des Eisernen Engels getroffen wurden.

Bei Karas Waffe passierte im Prinzip das gleiche, nur entstand beim Vergehen der von ihr getroffenen Fäden ein schwaches rötlich schimmerndes Licht. Ihre Klinge besaß eben eine andere magische Aufladung.

Beide bewiesen, wie geschickt sie es verstanden, ihre Waffen zu führen.

Kreuzförmig geschlagene Treffer jagten in die aus Fäden bestehende Wolke hinein, die Lücken wurden größer, aber sie, und das sahen Kara und der Eiserne mit Bedauern, schlossen sich auch wieder sehr schnell. Der Nachschub an kleinen, tödlichen Fäden schien für die Wolken unersättlich zu sein.

Aus den jenseitigen Regionen der Berge drang er hervor, kroch durch Täler, stieg anschließend in die Höhe und vereinigte sich mit der Hauptwolke, um die Lücken zu schließen.

Die Breite der Wolke konnte für Kara und den Eisernen katastrophal werden, denn links und rechts an ihnen glitt sie lautlos vorbei, um sich in ihrem Rücken zusammenzufügen.

Kara warf einen Blick über die Schulter, erkannte die Gefahr und machte ihren Partner aufmerksam.

Der Engel nickte.

»Noch gibt es eine kleine Lücke«, erklärte die Schöne aus dem Totenreich.

Der Eiserne schüttelte den Kopf. »Nein, ich will durch.«

»Und wie?«

Als Antwort steckte der Engel sein Schwert in die Scheide, was Kara staunend beobachtete. Sie schüttelte den Kopf. »Du kannst sie nicht mit den bloßen Händen angreifen!«, flüsterte sie, »die sind einfach zu gefährlich.«

Wie gefährlich sie waren, bekam auch die Schöne aus dem Totenreich zu spüren. Durch die Aktionen des Engels war sie von der eigentlichen Gefahr abgelenkt worden. Erst als einige Fäden dicht vor ihrem Gesicht erschienen und sie einen Herzschlag später berührten, zuckte sie zusammen, denn sie hatte den scharfen Schmerz auf ihrer Wange gespürt. Dort genau waren die Fäden entlanggeschleudert und hatten schmale Schnitte hinterlassen, aus denen winzige Blutstropfen quollen.

Kara duckte sich, trat zur Seite und stand neben dem Eisernen.

Der war inzwischen nicht untätig geblieben und hatte die Pendelschnur über den Kopf gestreift.

Konnte er es damit schaffen?

»Und du bist dir sicher?« fragte Kara.

»Nicht ganz!«

Sie merkte an der Kürze der Antwort, daß der Eiserne nicht mehr gestört werden wollte.

Er sank auf die Knie.

Kara, die die Gefahr näherkommen sah, suchte hinter seinem breiten Rücken vor den gefährlichen Fäden Deckung und hoffte, daß die letzte aller Möglichkeiten einschlug.

Der Eiserne hielt das Band, an dem das magische Pendel hing, mit beiden Händen fest. Er starrte auf die gewaltige Wolke, schien sie hypnotisieren zu wollen und mußte doch sehen, wie sie sich heranschob.

Das Pendel begann zu schwingen.

Nach rechts, nach links, jeder Schlag besaß die gleiche Geschwindigkeit, da er von dem Eisernen Engel geführt wurde. Er starrte dabei über den ovalen blutroten Tropfen hinweg, dessen Farbe sich nach jedem Schlag veränderte. Er nahm an Intensität zu, so daß sehr bald ein strahlenförmiger Kranz um das Oval herum erschien.

Und der erfaßte auch die Fäden.

Auf einmal besaß die gewaltige Wolke am Rand einen rosigen Schimmer. Doch er konnte sie nicht stoppen. Sie drückte sich auf den Eisernen Engel zu und erreichte ihn auch bald, wobei dessen Kopf innerhalb der Masse verschwand.

Kara wollte etwas sagen, das Wort blieb ihr im Hals stecken, da sie

sah, daß der Eiserne nicht reagierte.
Er blieb in der Wolke hocken und verließ sich voll und ganz auf sein Pendel.
Kara mußte zurück, denn die Fäden ließen den Kopf des Eisernen hinter sich und hatten ein neues Ziel gefunden, das war Kara.
Sehr viel Platz zum Ausweichen blieb ihr nicht mehr. Sie befand sich noch auf einer kleinen Insel inmitten dieser gefährlichen Masse, sah auch die Fäden vor sich.
Kara hatte ihr Schwert gezogen. Sie bewegte die Klinge dicht vor ihrem Gesicht hin und her, so daß sie wenigstens einige Fäden traf und diese zerstören konnte.
Es war nicht mehr als der Tropfen auf den berühmten heißen Stein, und Kara, die selbst starke, magische Kräfte besaß, kam allmählich ins Schwitzen.
»Tu was!« flüsterte sie.
»Ich bin dabei!« lautete die trockene Antwort. Der Eiserne hatte diesmal nicht übertrieben.
Kara wollte es erst nicht glauben, dann aber bekam sie mit, wie die Wolke stoppte.
Und nicht nur das. Aus dem Stein lösten sich knallrote Strahlen, vereinigten sich zu einem breiten Schein, der wie ein scharfes, beidseitig geschliffenes Messer in die Wolke hineinschnitt.
Und sie abtötete!
Eine breite Schneise entstand, und in dieser Schneise verging die Wolke allmählich.
Die Fäden glühten noch für einen kurzen Moment auf, bevor sie als Asche zusammensanken, auf den gläsernen Boden fielen und dort einen schwarzgrauen Teppich bildeten.
Die Magie des Pendels hatte beiden geholfen und nicht nur die Schneise geschaffen, sie breitete sich sogar aus, kroch über die gläsernen Berggipfel hinweg und räumte auch an der anderen Seite auf, die von Kara und dem Engel nicht einzusehen war. Trotzdem wußten sie, daß die Wolke vernichtet wurde, denn es kam kein Nachschub mehr.
Auch aus ihrer unmittelbaren Nähe verschwanden die Glaswolken, und der Eiserne Engel drehte sich um. Kara sah auf seinem Gesicht das breite Lächeln.
»Ich gratuliere dir«, erklärte sie.
»Danke.«
»Warst du von Beginn an sicher, daß du es schaffen würdest?«
»Nicht direkt, aber ich vertraute der Kraft des Pendels, denn es reagiert auf diese Dinge, die tief im Schoß der Erde verborgen liegen, und das ist hier der Fall. In dieser Welt kommt das gläserne Grauen aus der Tiefe. Dort hat es seinen Ursprung.«

»Aber es ist nicht vernichtet?« fragte Kara.
»Du meinst Gorgos damit?«
»Ja.«
»Den wirst du nicht locken können.«
»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Eiserne und schaute nach, wie die Wolken allmählich verschwanden und an den Berggipfeln nur noch ein rötlicher, schwacher Schein zu sehen war.
Die Fäden hatte die Pendelmagie vernichtet. Längst schimmerte der Untergrund nicht mehr hell, sondern war mit einem dunkelgrauen Schleier oder Teppich bedeckt.
»Jetzt müßte Gorgos kommen«, meinte der Eiserne.
»Zu uns?« Kara lachte nach dieser skeptischen Frage.
»Das nicht gerade, aber wir gehen zu ihm, wenn du verstehst. Der Berg hier dürfte uns keine großen Probleme bereiten.«
»Dann wollen wir es hinter uns bringen.«
Der Eiserne war dagegen. »Nein, nicht. Ich will erst sicher sein, daß die Wolke verschwunden ist.«
Kara gab dem Eisernen recht. Auch sie hatte keine Lust mehr, mit den Resten der gefährlichen Glasfäden Bekanntschaft zu machen.
Unwillkürlich hob sie den Arm und tastete mit den Fingerspitzen über ihre Wange. Sehr deutlich spürte sie die kleinen Wunden, die die scharfen Fäden hinterlassen hatten.
Auch das Blut, das aus den Schnitten rann und sich auf der Haut schließlich verlaufen hatte.
»Wir werden fliegen!« durchbrach die Stimme des Eisernen die Stille. Er schaute hoch zum Himmel.
In einer fast gläsern wirkenden Klarheit lag er über ihnen. Da schien es keinen Anfang und auch kein Ende zu geben. Weder Wolken noch Vögel hoben sich von dieser Fläche ab. Der Betrachter konnte das Gefühl bekommen, in die Unendlichkeit zu schauen.
Kara kletterte wieder auf den Rücken dieser ungewöhnlichen Person. Sie kam sich ein wenig degradiert vor, aber das mußte sie hinnehmen. In diesem Fall besaß ihr Partner die stärkeren Waffen.
Sie hoben ab.
Sehr schnell blieb der schräge, jetzt dunkler gewordene Hang unter ihnen zurück. Mit der gleichen Geschwindigkeit näherten sie sich auch dem langgestreckten, von Spitzen und Hügeln unterbrochenen Bergrücken, über den sie hinwegfliegen mußten, um auf der anderen Seite ins Tal schauen zu können.
Es war eine große langgestreckte Talschüssel, in die sie hineinsahen. Beim ersten Anfliegen hatten sie nichts entdecken können, doch als sie tiefer sanken, entdeckten sie auf dem glatten Grund das, was sie hatten sehen wollen.
Kara sprach es aus. »Das darf doch nicht sein!« flüsterte sie…

***

Das Ungeheuer war furchtbar!

Allein die Zähne konnten die heiße Angst in uns hochtreiben. Wir besaßen noch genügend Zeit, um uns auf den Gegner einstellen zu können. Leona schaute dabei auf ihre Waffe. Sie schüttelte den Kopf, denn sie schien eingesehen zu haben, daß sie mit diesem Dolch dem Killerkrokodil nicht zu Leibe rücken konnte.

Ich hatte schon einmal einer ähnlichen Bestie gegenübergestanden. In einem alten Haus, das zu einer gefährlichen Menschenfalle umfunktioniert worden war, aber dieses mutierte Tier hier schien mir noch grausamer zu sein. [3]

Seine Füße oder Beine waren überhaupt nicht zu sehen. Der rundliche Oberkörper schleifte über den Boden, wenn sich das Monstrum bewegte. Wegen dieser schuppigen Masse besaßen wir keine Sicht auf Füße oder Beine.

Mir wurde es trocken im Hals. Ich zog meine Pistole und überlegte, ob eine Kugel den Panzer durchschlagen konnte.

Wahrscheinlich nicht.

»Kennst du es?« fragte ich die Frau.

»Nein, ich habe es aber schreien gehört, als ich mich einmal in den Turm wagte. Dabei ging ich davon aus, daß dieses Schreien nur von einem Monster stammen konnte. Und das ist ja eines.«

»In der Tat.«

»Schaut euch mal die Augen an!« flüsterte Ali. »Darin steht ja schon die Vorfreude auf ein festliches Mahl. Und wenn ich überlege, was die Maulgymnastik bedeutet…«

Tatsächlich konnte man den gierigen und gleichzeitig tückischen Gesichtsausdruck so deuten.

Leona hatte einen Blick zurückgeworfen. »Ich schlage vor, wir beeilen uns«, erklärte sie. »Die anderen rücken immer näher.«

»Wir könnten auch an der Außenwand hochklettern«, flüsterte Ali, »und durch eines der Fenster steigen.«

»Dann würden wir im Turm von dem Monstrum gejagt«, gab ich zu bedenken.

»Ja, Partner, du hast recht.«

»Der Panzer ist wie Stahl!« erklärte Leona mit tiefer Stimme. »Da kommt keine Kugel durch.«

»Aber nicht die Augen.«

»Du willst…« Sie faßte nach meinem Arm. »Willst du tatsächlich die Augen aus dem Schädel schießen?«

»Nicht gern, aber gibt es eine andere Chance?«

»Wohl kaum.«

Ich nickte und gab ihr damit zu verstehen, daß ich keine andere Chance sah. Leona war noch nicht fertig. »Ich helfe dir«, erklärte sie.

»Und wie?«

»Achte du nur auf die Augen.« Mehr sagte sie nicht, trennte sich von uns und schritt in einem Bogen von der Seite her auf das Monstrum zu.

»Gib acht, daß die keinen Mist macht!« hörte ich Alis Warnung, als ich mich in Bewegung setzte. Er traute wohl keiner weiblichen Person. In seinem Alter kein Wunder.

Das Monstrum wurde irritiert, als es mich, sein potentielles Opfer, auf sich zukommen sah. Irritiert deshalb, weil sich Leona von der anderen Seite her näherte. Sie hielt den Dolch in der rechten Hand, die Klinge zeigte zu Boden, und ich fragte mich, ob sie scharf genug war, die Haut des Monstrums zerstören zu können, wenn es schon eine Kugel wahrscheinlich nicht schaffte.

Das Monstrum wurde unruhig.

Daran zu erkennen, wie es seinen Schädel bewegte. Einmal zuckte die gewaltige Schnauze nach links, dann wieder in meine Richtung, und es schob sich auch weiter aus dem Eingang hervor, wobei ich noch immer nicht dazu kam, seine Beine zu sehen.

Dafür öffnete es sein Maul.

Als die Kieferhälften so weit auseinanderklappten, bekam ich schon leichtes Magendrücken, denn dieser Schlund konnte bequem Menschen verschlucken.

Leona war stehengeblieben. Das hatte seinen Grund. Anscheinend kannte sie sich mit Tierchen dieser Art aus. Plötzlich lief ein Zucken durch den gewaltigen Leib, und einen Augenblick später schlug das Monstrum mit seinem Schwanz so hart aus, daß dieser Treffer fast die Erde in der Nähe aufriß. Zwei schwere Steine waren erfaßt worden und wurden mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit weggeschleudert.

»John Sinclair, jetzt!«

Leonas Stimme überschlug sich fast. Sie hatte mich zum Schießen aufgefordert. Ich verhielt auch meinen Schritt, zielte genau und drückte ab.

Gleichzeitig startete Leona zu einem gewaltigen Sprint. Sie war verdammt schnell, und da sich das Monstrum auf mich konzentriert hatte, kam sie auch gut heran.

Meine Kugel hatte getroffen. Als ich am Augenrand etwas absplittern sah, war das geweihte Silbergeschoß längst tief in den Schädel des Monstertieres eingedrungen.

In einem Anfall von Wut oder Schmerz schleuderte das mutierte Krokodil seinen flachen Schädel in die Höhe, und in dem Augenblick stieß sich Leona ab.

Ich hatte das Gefühl, Tarzan in seinen besten Szenen zu erleben, oder wenigstens den weiblichen Tarzan Sheena, denn Leona sprang auf den

Rücken des gefährlichen Monsters, klammerte sich mit der linken Hand dort fest, wo Kopf und Körper ineinander übergingen und versuchte, den gewaltigen Schädel des Krokodils noch weiter in die Höhe zu reißen, damit sie das Messer in das andere Auge stoßen konnte.

Es gelang ihr nicht sofort.

Wieder stieß sie zu.

Zweimal raste die Klinge nach unten. Und beide Male fuhr der Stahl in das Zentrum.

Ich schoß kein zweitesmal mehr, stand starr auf dem Fleck und schaute gebannt zu.

In den nächsten Sekunden lief ein Drama vor meinen Augen ab, denn das Monster gab sich so leicht nicht geschlagen. Sein Schädel oder Maul fuhr in die Höhe, es wollte sich von dem Druck des muskulösen Arms befreien, und in seiner Todeswut entwickelte es ungeahnte Kräfte.

Auf die Seite rollte es sich. Dabei reagierte es ähnlich wie ein Pferd. Wenn Leona nicht zerquetscht werden wollte, mußte sie jetzt vom Rücken des Tieres weg.

Das schaffte sie auch mit einem federnden Sprung. Sie hatte kaum den Boden berührt, als sie noch einmal in die Höhe sprang. Es war gut so, denn der eisenharte und schlaggewaltige Schwanz der Bestie hätte sie fast noch erwischt.

Auch ich ging zurück, wobei ich mit Leona und Ali zusammentraf. Die Frau wischte sich über die Stirn. Das Gesicht war verzerrt. Mit dem Messer deutete sie auf das Tier.

Es focht seinen Todeskampf aus. Der Körper zuckte. Auf dem Rücken lag die Bestie. Hektisch bewegte sich der Schwanz. Jetzt sah ich auch die kurzen Stummelbeine, und aus dem aufgerissenen Maul hörte ich Schreie, die schaurig in diese verwunschene Welt hineinschmetterten.

Im Todeskampf hatte sich das Monstrum auch bewegt und den größten Teil des Eingangs freigegeben. Trotzdem war es gefährlich, sich an diesem Tier vorbeizubewegen. Wir mußten sehr genau achtgeben. Zudem konnten wir uns keine Zeit mehr lassen, denn andere Mutationen befanden sich in unserem Rücken.

Plötzlich hatte es wieder seine normale Haltung angenommen.

Dort, wo sonst die Augen gesessen hatten, lief eine trübe schleimige Flüssigkeit aus den Löchern und hinterließ nasse Flecken im Staub.

Es kam auf uns zu.

»Das sind die letzten…«

Was Leona noch sagen wollte, hörte ich nicht mehr, denn ich hatte auf meiner linken Schulterseite die Berührung der harten Krallenhand gespürt. Sie war so wuchtig geschlagen worden, als wollte sie meine Kleidung noch zerfetzen, und ich fuhr auf der Stelle herum.

Über mir sah ich das schreckliche Gesicht des geierähnlichen Vogels und auch den langen Schnabel, mit dem er mir leicht die Augen hätte aushacken können.

Bevor sich dieser Schnabel senkte, schoß ich. Zum Glück hatte ich die Beretta nicht weggesteckt. Die Kugel fuhr unterhalb des Schnabels in den dünnen Schädel.

Der Griff verschwand. Wild flatterte der unheimliche Vogel mit seinen Flügeln, stieß in die staubige Luft und ließ ein Krächzen hören, das schon sterbend klang.

Der letzte Schrei des Krokodil-Monstrums verklang. Still lag es auf dem Boden.

»Das ist erledigt«, flüsterte Leona.

Wir mußten in den Turm. Der harte Griff an meiner Schulter hatte mir bewiesen, daß es höchste Eisenbahn war.

Und so rannten wir los.

Ich lief am schnellsten. Leona und Ali hielten sich an meiner Seite.

Keine Bestie hielt uns auf, wir liefen auch den anderen Mutationen weg und standen erst still, als wir den Eingang hinter uns hatten. Dort drehten wir uns um.

Fürchterliche Gestalten schoben sich halbkreisförmig auf den Eingang zu. Ich fragte mich, ob es wirklich so gut gewesen war, hier Zuflucht zu suchen, aber wenn dieser Turm das Zentrum der Welt darstellen sollte, war uns keine andere Möglichkeit gegeben.

»Wenn die uns folgen, sieht es böse aus«, meinte Ali.

»Die bleiben draußen«, erklärte Leona.

»Wieso?«

»Als Wächter.«

»Moment«, sagte ich. »Das heißt, die Monstren draußen werden uns verschlingen, falls es uns gelingt, dem Turm zu entkommen.«

»So ist es«, erwiderte sie schlicht.

Ali, unser junger Begleiter, hatte andere Probleme. »Licht gibt es hier wohl nicht?«

»Nein«, erklärte die Frau.

»Wobei du den Turm nicht richtig durchsucht hast«, hielt ich ihr entgegen.

Sie hob die Schultern.

»Sollen wir denn hier stehenbleiben?« fragte Ali.

Ich hatte die Batterie meiner Bleistiftleuchte erst noch vor kurzem gewechselt und holte den Stab hervor. Ein paar Schritte entfernte ich mich von meinen Begleitern und knipste die Lampe dann an. Der Strahl war sehr dünn, aber er reichte aus, um das erkennen zu können, was sich in der unmittelbaren Umgebung befand.

Ich hatte den rechten Arm halb erhoben und schwenkte ihn über meinem Kopf im Kreis.

Der Lichtfinger tupfte gegen das, was wohl eine der Decken im Turm darstellen sollte.

Im ersten Moment war es kaum zu glauben, denn ich hatte das Gefühl, in einem gewaltigen Maul oder Schlund zu stecken. Die Umgebung sah wirklich aus wie ein Rachen, dessen Hälften so weit wie eben möglich aufgerissen waren.

Von der Decke hingen in Form langer Tropfen oder halb gerundeter Vorhänge versteinerte Schleimreste, die, wenn sie vom schmalen Lichtstrahl der Lampe getroffen wurden, rötlich braun schimmerten.

Waren es Kasematten oder Höhlen? Wahrscheinlich, denn ich entdeckte auch Treppen oder Verbindungsgänge über meinem Kopf, die nicht nur freilagen, sondern in Höhlen oder Eingängen verschwanden.

Leona hatte von einem Labyrinth gesprochen. Mein erster Eindruck bestätigte mir, daß sie dabei voll ins Schwarze getroffen hatte.

Auch die beiden anderen waren zu mir gekommen. »Na, habe ich recht gehabt?« fragte Leona. Sie hatte ihre Arme in die Hüften gestützt und folgte dem Strahl der Leuchte.

»Tatsächlich.«

»Fragt sich nur, ob es hier einen zweiten Ausgang gibt«, meinte Ali. »Da vorn können wir uns nur mehr durchschießen.«

Da hatte er recht. Wenn wir einen Blick auf den Ausgang warfen, sah es tatsächlich so aus. Die Kreaturen standen dort wie eine Mauer. Sie nahmen auch den größten Teil des sonst in die Höhle fallenden Lichts weg, so daß wir nur mehr die Umrisse des Eingangs erkannten, die ein graues Rechteck bildeten.

Wir hörten zudem widerliche Geräusche. Ein Reißen, Schmatzen und Flügelschlagen.

Ich konnte mir vorstellen, was dort passierte. Da wurde den Regeln der Natur entsprochen.

Leona sprach es aus. »Sie vertilgen Aas«, erklärte sie. »Das tote Krokodil war eine willkommene Beute.«

»Sehen wir zu, daß *wir* keine Beute werden.« Damit erschöpfte sich mein Kommentar. Zudem wollte ich endlich die Lösung des Rätsels finden. Wenn hier eine Zentrale existierte, wollte ich auch hin.

»Können wir auch in die Tiefe?« fragte Ali.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte die Frau.

Ich leuchtete entgegengesetzt und der dünne Lampenstrahl traf eine Galerie, die sich über unseren Köpfen hinzog und praktisch zwei Seiten des Turms verband.

»Da müßten wir hoch.«

Keiner widersprach. Ich hatte beschlossen, den Anführer zu spielen. Ali sollte hinter mir bleiben und Leona uns den Rücken decken. Wer immer diesen Turm gebaut haben mochte, ich war ihm dankbar, denn

er hatte auch Treppen angelegt.

Für eine ältere Person wären die Stufen zwar sehr beschwerlich gewesen, wir konnten sie nehmen, auch wenn wir dabei sehr große Schritte machen mußten.

Da die Treppe dicht an der Wand entlangführte, ließ es sich nicht vermeiden, daß wir die Wand auch berührten. Auch hierbei hatte ich das Gefühl, in gefrorenen Schleim zu fassen, der zudem eine unnatürliche Kälte in sich barg.

Das war ich nicht gewohnt.

Die Treppe schlug eine Kurve, bevor wir die Galerie erreichten, und es passierte nichts.

Ich blieb an deren Beginn stehen, wartete auf die anderen und ging erst dann über die Brücke aus ebenfalls gefrorenem Schleim weiter. Sie war schwierig zu begehen, da sie Buckel bildete, auf denen wir leicht abrutschen konnten.

Als erster erreichte ich die andere Seite.

Ali kam auch sicher zu mir, nur Leona blieb noch auf der Galerie stehen, um sich umzusehen.

»Komm!« sagte ich.

»Da, die Risse!« rief Ali, als der provisorische Übergang auch schon anfing zu knacken. Ich dachte an die Brücke der Skelette, da hatte ich mich auch so unsicher gefühlt. Und ich sah jetzt, wie Leona die Arme ausbreitete, um das Gleichgewicht zu halten.

Sie kippte nach links weg.

Zum Glück ging sie dabei noch einen Schritt nach vorn, so daß sie in meine Nähe geriet. Und irgendwann gelang es mir, sie am Ellbogen zu packen.

Ihr Schrei ging im Poltern der in die Tiefe fallenden Steine unter.

Die Frau schlug gegen die Wand, die den schmalen Pfad, auf dem wir standen, abstützte. Fast hätte sie mich durch ihr Gewicht noch in die Tiefe gerissen.

Ali hielt die Lampe. Mit der anderen Hand hielt er mich am Hosengürtel fest, als ich die Frau hochzog.

So schafften wir es schließlich.

Schweratmend blieb Leona neben mir stehen. Für einen Moment sah ich ihr erlösendes Lächeln, dann hörte ich die rauhe Stimme.

»Du hast mir das Leben gerettet.«

»Möglich.«

Sie schaute in die Tiefe, und wir folgten ihrem Blick. Dort tat sich etwas Schlimmes.

Keiner von uns wußte, was den Ausschlag gegeben hatte, aber das zu Boden gefallene Gestein begann sich plötzlich aufzulösen.

Daran trug der Untergrund die Schuld, der wie eine ätzende Säure wirkte, viel schlimmer als eine mir bekannte Flüssigkeit dieser Art,

denn die Steine lösten sich innerhalb von Sekundenschnelle auf.
Dabei entstanden Dämpfe, die träge den Raum hinter dem Eingang ausfüllten.
Wir schauten uns gegenseitig an, und es waren keine freundlichen oder fröhlichen Blicke, die wir uns da zuwarfen.
»Das hätte aber ins Auge gehen können!« flüsterte Ali.
Wir widersprachen nicht.
Keiner wollte zusehen, wie die Steine vergingen, und so verschwanden wir in einen schmalen Gang, der schnurgerade in die entgegengesetzte Richtung führte, allerdings von einigen Nischen oder kleinen Quergängen aufgelockert wurde.
Am Ende des Ganges befand sich ein graues Rechteck. Es war eines der Fenster.
Ali überholte uns, lief schnell auf das Fenster zu und blieb davor stehen.
Er staunte laut, so daß auch wir uns beeilen mußten. Als wir das offene Fenster erreichten, war ich ebenfalls überrascht und brachte kein Wort hervor.
Diese Seite der Welt hatten wir bisher noch nicht kennengelernt.
Nun sahen wir sie, und unser Blick konnte in eine klare, weite Ferne schweifen. Es war eine Welt mit einem Ende, einem Horizont und einer Dimensionsgrenze.
Sie wand sich wie das Innere einer Kugel in die Höhe. Durch diese Form veränderte sich auch die Perspektive der erkennbaren Dinge.
Dazu zählte ich auch die angrenzenden Welten.
Ich schaute mit weit aufgerissenen Augen in zwei weitere Dimensionen der Großen Alten.
In die des gigantischen Kraken Krol und in die Welt des gläsernen Gorgos…

***

Der eine hätte geschrien, der andere wäre vielleicht in die Tiefe gesprungen, und ein dritter hätte versucht, sich auf den Teufel zu stürzen.
Suko tat nichts von diesen Dingen. Er blieb auf dem Fleck stehen und schaute in die widerliche Fratze seines Gegenübers.
Das Schreien der Seelen war verstummt. Die Stille lastete zwischen den beiden so unterschiedlichen Personen.
Suko unterbrach sie nicht, es war der Teufel, der ihn ansprach.
»Du sagst ja nichts, Chinese!«
»Was soll ich dir darauf antworten?«
Asmodis begann zu lachen. Er warf seinen Schädel in den Nacken und ließ Laute hören, die Suko erschreckten. »Ja, ja!« schrie er schließlich. »Was soll ein Mensch darauf auch schon antworten, wenn

er völlig chancenlos ist.«

»Das muß sich noch herausstellen«, erwiderte Suko möglichst gelassen.

Damit irritierte er selbst den Teufel. »Wieso? Was rechnest du dir noch aus? Du bist zwar kein Sinclair, aber ein guter Ersatz. Den Geisterjäger werden die Großen Alten schon vernichten.«

»Um genau die dreht es sich.«

»Sie sollen deine Chance sein?«

»So ungefähr«, gab Suko zu. »Oder rechnest du im Ernst damit, daß sie es aufgegeben haben, dein Reich zu erobern? Das kann ich einfach nicht glauben. Sie waren nahe daran, und meine Freunde haben ihren Plan vorerst vereitelt. Aber sie werden einen erneuten Anlauf nehmen, Das kann ich dir versprechen.«

Asmodis diskutierte gern. »Auch wenn es so wäre. Welche Chancen rechnest du dir dabei aus?«

»Ich könnte auf deiner Seite stehen.« Wieder schallte Suko ein gellendes Lachen entgegen. »Du auf meiner Seite? Glaubst du im Ernst, daß ich diese Lüge schlucke? Nein, mein Freund, auf keinen Fall. Du wirst nie auf meiner Seite stehen, dazu bist du einfach nicht geschaffen.«

»Man könnte einen Kompromiß schließen.«

»Niemals.«

Suko gab nicht auf. »Überlege nur mal, wie alles kommen könnte…«

Heftig winkte der Teufel ab. Er wollte etwas anderes wissen und fragte auch danach. »Welchen plausiblen Grund könntest du haben, daß du dich auf meine Seite stellst? Los, raus damit! Ich will es endlich erfahren!«

Suko nickte. »Vielleicht möchte ich, daß alles so bleibt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich will eben keine Veränderungen haben.« Er deutete auf die rechte Seite der Brücke. »Nehmen wir an, da steht die Hölle. Verstanden?«

»Ja.«

Jetzt deutete der Inspektor nach links. »Und dort stehen wir. Das sind klare Fronten. Jeder weiß, was er von dem anderen zu halten hat und kann sich auf ihn einstellen. Kommen uns aber die unberechenbaren Großen Alten dazwischen, wird nicht nur meine Seite verunsichert, auch deine. Das solltest du dir überlegen.«

Suko hatte seine Arme zuvor bewegt, jetzt schnellte Satans Klaue vor. »Die Großen Alten sind zurückgeschmettert worden. Ich sehe sie nicht mehr als eine Gefahr an. Sie werden sich in den harten Kämpfen und Auseinandersetzungen gegenseitig aufreiben. Wir sind die Gewinner, und das steht jetzt schon fest.«

»Glaubst du?«

»Ja.«

»Aber dir fehlen die Beweise.« Suko ließ einfach nicht locker, und damit ärgerte er den Teufel auch.

»Ich könnte sie dir zeigen«, sagte dieser. »Aber darauf pfeife ich. Hast du verstanden? Ich will deine verdammte Seele. Ich will sie wimmern und schreien hören. Das ist alles.«

Suko war erfahren genug, um zu wissen, daß es allmählich Ernst für ihn wurde. Was konnte er noch tun? Reden hatte keinen Sinn mehr. Sich in die Tiefe stürzen oder Asmodis anspringen?

Das brachte nichts. Der Teufel war stärker, und er befand sich zudem in seinem Reich, wo er die Fäden zog und mit seinen Gegnern machen konnte, was er wollte.

»Du siehst so nachdenklich aus«, höhnte Asmodis den Inspektor an. »Was sollen wir jetzt machen? Ich weiß es!« fuhr er im Plauderton fort. »Du kannst es dir aussuchen, wie du sterben möchtest. Ich lasse dir die Wahl. Du darfst dir deinen Tod aussuchen. Ist das nicht etwas? Das bekommt auch nicht jeder.«

Suko beeindruckten Satans höhnische Redereien nicht mehr. Für ihn stand fest, daß er auch die letzte Chance vertan hatte. Es war ihm nicht gelungen, Asmodis den Bluff mit den Großen Alten zu schlucken zu geben. Also mußte er jetzt die Konsequenzen ziehen.

Deshalb bewegte er seinen Kopf in des Teufels Richtung.

»Hast du dich entschieden?« fragte Asmodis.

»Nein.«

Satan lachte. »Ich weiß selbst, daß du am Leben bleiben willst. Aber das gibt es nicht. Hier herrsche ich, hier herrschen andere Gesetze. Ich will deine Seele wimmern hören, und ich werde dafür sorgen, daß so etwas geschieht. Ich schlage dir einige Todesarten vor. Du brauchst nur zuzustimmen. Ja oder nein zu sagen. Ich kann dich verschmoren lassen.« Asmodis begann zu lachen. »Es wäre ein würdiger Tod. Verbrannt im Höllenfeuer…«

»Rede weiter!«

»Du könntest auch Foltern erleiden. Es gibt da einige Methoden, die…«

»Ich verzichte.«

»Gut, dann mache ich es eben auf meine Art und Weise.« Asmodis trat einen Schritt vor. »Bisher hast du dich immer auf deinen Freund John Sinclair verlassen können. Nun nicht mehr. Du besitzt kein Kreuz, das mich stoppen könnte. Deine Waffen sind dir ebenfalls abhanden gekommen. Du hast nichts, mit dem du dich wehren kannst. Gar nichts…«

Suko beobachtete das Gesicht. Es zeigte einen triumphalen Ausdruck. Satans Maul war in die Breite gezogen. Die Augen glühten wie zwei rote Kreise, und beide Hände hatte er ausgestreckt, damit er Suko berühren konnte.

Der Oberinspektor ging um keinen Schritt zur Seite oder zurück.

Er schaute dem Schicksal in die Augen.

Er hatte es gewußt, daß es ihn einmal treffen würde. So etwas lag auf der Hand, wenn man einen Job ausführte, wie Suko es tat. Er, der Mensch, hatte sich gegen die schwarzmagischen Kräfte und Mächte gestemmt. Das war nicht nur die Hölle, noch einiges andere kam hinzu. Die Großen Alten, die Rätsel um Shimada, Aibon und die schreckliche Werwolf-Magie. Irgendwann wurde es zuviel, da mußte auch ein Kämpfer wie Suko sich eingestehen, daß die andere Seite stärker war.

Wie jetzt.

Ein Schritt trennte die beiden noch. Suko bewegte sich nicht. Er hätte es tun können, aber er schaute starr zu, wie Asmodis ihm die Pranke auf die Schulter legte.

»So!« flüsterte er dabei, »so…«

Suko spürte den Druck, der von Sekunde zu Sekunde stärker wurde, und den plötzlichen Schmerz. Lohenartig durchtoste er seinen Arm bis zu den Fingerspitzen. An der Schulter begann er, und der Schmerz wurde so heftig, daß der Inspektor in die Knie sackte.

Er fiel dabei gegen die Gestalt des Asmodis.

Suko spürte den Schmerz am Brustbein. Er kippte zurück, begann zu zittern und befand sich schließlich in einer für ihn demütigenden Haltung vor dem Satan.

»Ja«, flüsterte Asmodis. »So habe ich dich haben wollen. Nur so. Auf die Knie. Ich will, daß die Menschen auf den Knien vor mir rutschen und um Gnade betteln.«

Hart preßte Suko die Lippen zusammen. Er würde nicht um Gnade winseln. Auf keinen Fall. Nicht ein Laut sollte über seine Lippen dringen. Diesen Triumph wollte er dem Höllenherrscher nicht gönnen.

»Schrei schon!« befahl der Teufel. »Los, du sollst winseln, verdammter Hund!«

Suko schwieg.

Asmodis fuhr herum. Dabei schlug er die andere Hand auf die zweite Schulter des Chinesen.

Wieder durchtobte ihn der Schmerz fontänenartig. Suko legte den Kopf in den Nacken. Er öffnete den Mund, aber er winselte nicht.

Asmodis sollte ihn nie hören…

»Also gut«, sagte dieser. »Du fühlst dich stark. Dann geh auch mit deiner Stärke in den Tod!«

Nach diesen Worten trat der Teufel wieder zurück, damit er zwischen sich und sein Opfer die richtige Distanz bringen konnte. »Der erste aus dem Sinclair Team, der erste!« schrie er.

Suko konnte sich nicht mehr wehren. Er kniete auf dem Boden.

Haltlos pendelte sein Kopf. Er dachte an seine Freundin Shao, die

jetzt in London weilte und sich Sorgen machte, während er ein Gefangener des Teufels war und kurz vor dem Tod stand.

Und da griff jemand ein, an den Suko überhaupt nicht mehr gedacht hatte. Die Stimme war da und die Wolke. Aus der Wolke drang der Ruf laut und deutlich hervor.

»Du wirst ihn nicht töten, du nicht, Satan!«

Der Teufel fuhr herum. Auch er hatte die Stimme erkannt. Sie gehörte einer großen dämonischen Figur, die im Hintergrund die Fäden zog.

Es war der Spuk!

***

Der falsche Engel hatte sein Schwert zurückbekommen. Und er sah seinen Gegner, den Magier Myxin, als Gefangenen einer der zahlreichen Krakenarme, die zu der Welt Krols gehörten. Myxin konnte sich nicht rühren, er war von dem Tentakel umwickelt worden wie von einer starken Fessel. Körperlich wehrlos, aber geistig voll auf der Höhe.

Das Ziel seiner geistigen Attacke war die Dämonenpeitsche im Gürtel des Eisernen Engels. Myxin spürte, daß es eine Kraft gab, die ihn daran hindern wollte, ohne Schwierigkeiten an die Waffe zu gelangen, aber seine geistigen Fähigkeiten überwanden auch dieses Hindernis, und er spürte genau, wie die Peitsche unter seine Kontrolle geriet.

Der Eiserne kam näher.

Er schritt zwischen den Krakenarmen entlang wie durch einen graugrünen Wald, den Blick dabei starr auf den kleinen Magier gerichtet, dessen Schädel er abhacken wollte.

Und der Arm kam ihm entgegen, damit der andere nicht mehr allzu weit auszuholen brauchte.

Es ging für den kleinen Magier darum, den richtigen Zeitpunkt abzupassen. Und der war erreicht.

Voll konzentrierte Myxin seine telekinetischen Kräfte auf die im Gürtel des falschen Engels steckende Dämonenpeitsche. Sein Gegner merkte nichts. Er wurde erst aufmerksam, als er den plötzlichen Ruck spürte, mit dem sich die Peitsche löste.

Und plötzlich schwebte sie vor ihm.

Der falsche Engel war völlig überrascht. Er wollte noch nachgreifen, aber die Peitsche war einfach zu schnell. Myxin hatte sie voll unter seine Kontrolle bekommen. Die Hand des Engels faßte ins Leere.

Die Waffe wurde schnell, und sie gehorchte den Befehlen des kleinen Magiers.

Er kannte genau deren Anwendung. In der Luft schwebend schlug sie einmal einen Kreis über den Boden, so daß die drei Riemen hervorrutschen konnten. Sie fielen nach unten, fächerten aus, wobei

Myxin die Peitsche in die Schlagrichtung brachte, die für sein Vorhaben am günstigsten war.

Die Waffe drehte sich, huschte an Myxin vorbei und jagte einen Moment später nach unten.

Der gesamte Vorgang hatte nur Sekunden in Anspruch genommen, und der falsche Engel war davon so überrascht worden, daß er erst handelte, als es für ihn zu spät war.

Da waren die drei Riemen wuchtig nach unten gefallen und hatten klatschend das Ziel getroffen.

Es war der Myxin haltende Krakenarm. Durch die Wucht und die magischen Kräfte der Riemen wurde die Haut förmlich abgesprengt.

Myxin spürte den Ruck, als der Tentakel nicht mehr in der Lage war, ihn zu halten.

Genau das hatte er erreichen wollen.

Nicht weit entfernt hauchte auch der Krakenarm sein Leben aus.

In zwei Hälften hatte ihn die Peitsche geschlagen und ihm jegliche magische Kraft genommen.

Daß er in den Verfaulungsprozeß eintrat, kümmerte den kleinen Magier nicht, für ihn zählte die Peitsche, die seinen gedanklichen Befehlen gehorchte und in seine griffbereit ausgestreckte Hand hineinfiel.

Sofort griff der kleine Magier zu. Noch auf der Stelle fuhr er herum, damit er die Waffe schwingen konnte, denn er stand allein gegen die gewaltige Übermacht des Krakengötzen Krol.

Für ihn wurde es höchste Zeit, die Waffe einzusetzen, denn drei weitere Krakenarme bewegten sich schlangengleich, um sich auf ihn zuzusenken.

Myxin duckte sich für einen Moment, bevor er weit ausholte und die Peitsche so schwang, daß die drei Riemen in die Höhe geschleudert werden konnten und dabei auch trafen.

Zwei Tentakel wurden erwischt, dem dritten entging der kleine Magier durch zwei schnelle Drehungen und schaute zu, wie ein Regen von Schleim aus den zerstörten Tentakeln floß, zu Boden klatschte und sich dort verteilte.

Das war geschafft!

Myxin befand sich in seinem Element. Er setzte seine zweite Kraft ein, die er im Laufe der langen Zeit wieder zurückgewonnen hatte.

Es war die Teleportation.

Das heißt, er selbst konnte sich durch gedankliche Kraft bewegen.

Dabei hoffte er, daß die in dieser Welt herrschende Magie ihn nicht zu stark behinderte.

Er vernahm einen Schrei.

Sein Gegner, der falsche Engel, hatte ihn ausgestoßen. Er mußte gemerkt haben, wie sehr sich die Karten zu seinen Ungunsten

verteilten, und er wollte einiges wettmachen.
Waffenschwingend näherte er sich dem kleinen Magier, der plötzlich nicht mehr dort stand, wo er sich einen Moment zuvor noch aufgehalten hatte. Die wuchtig geschlagene Klinge fuhr ins Leere und hackte gegen den Untergrund dieser mörderischen Krakenwelt.
Myxin schwebte über dem Eisernen. In der Hand hielt er die Dämonenpeitsche. Er suchte nach einem Ausweg, um an den falschen Engel heranzukommen, der plötzlich Hilfe von Krol bekam.
Der Magier war froh, über dem Grund zu schweben, denn plötzlich brach er an noch mehr Stellen auf. Gewaltige Schleimberge schossen hervor. Sie quollen auf und breiteten sich aus, während immer mehr Tentakel erschienen, so daß diese einen regelrechten Wald aus schwingenden und pendelnden Armen bildeten.
Myxin schaute auf die zahlreichen Arme. Der falsche Engel war kaum noch zu erkennen, nur mehr Krol sah er, den wahren Herrscher dieser Dimension.
Und wieder brachen Stellen am Boden auf. Sie platzten weg, um der Krakenmasse freie Bahn zu verschaffen. Noch längere Tentakel peitschten dem Magier entgegen, der diesen Fangarmen nur mehr durch blitzschnelles Ausweichen entkommen konnte.
Dabei stieg er höher, verschaffte sich einen noch besseren Überblick und erkannte die gesamte Tragweite der letzten Reaktion seiner Gegner.
So weit sein Blick reichte, er sah nur mehr den aufgequollenen Krakenkörper. Es war ein gewaltiger Schleimsee. Aus dieser Masse schauten die Tentakel hervor. Eine wallende, schwankende Masse, die an einer Stelle einen besonders hohen Buckel bildete, denn dort erschien aus der Tiefe allmählich das Zentrum.
Krol selbst kam.
Myxin hatte den Großen Alten lange nicht gesehen und war dementsprechend gespannt.
Ein Halbkreis aus schleimiger Masse, schillernd, sich bewegend und wabernd.
Versehen mit zwei Augen, die innerhalb der Masse wie zwei schwarze Kohlestücke wirkten.
Das war der Kopf.
Und den wollte Myxin vernichten.
Er ging dabei von alten Gesetzen aus. Es hatte keinen Sinn, die einzelnen Tentakel zu zerschlagen, sie würden zwar verfaulen, aber immer wieder nachwachsen. Da reagierte Krol wie eine Hydra oder unter Umständen noch schlimmer.
Hin und her pendelten die Tentakel. Myxin kam sich vor wie ein Mensch, der auf ein graues Meer aus Tang schaute. Er konnte kaum die Räume zwischen den einzelnen Fangarmen erkennen, aber es gab

eine Stelle, wo sie den Weg aus der Tiefe dieser Welt gefunden hatten.

Das war beim Zentrum!

Und in diese Richtung bewegte sich der kleine Magier. Er wollte weiter über seine Kräfte verfügen, mußte allerdings feststellen, daß sie allmählich nachließen. Auch Myxin kostete es eine ungeheure Überwindung, so zu reagieren, denn diese verdammte Krakenwelt schuf eine Magie, die im Gegensatz zu seiner in einem krassen Widerspruch stand.

Da versuchte jeder, die andere zu stören, und Myxin kam sich vor wie in einem geistigen Gefängnis, das er sich selbst gebaut hatte.

Wenn er etwas erreichen und auch gewinnen wollte, mußte es ihm gelingen, an sein Ziel zu gelangen.

Darauf konzentrierte er all seine Gedanken und Kräfte.

Und er bewegte sich.

Plötzlich huschte er fort, ließ die hohen, pendelnden Krakenarme zurück und näherte sich dem Zentrum.

Auch Krol wußte Bescheid. Hinzu kam sein starker Helfer, der falsche Engel.

Der reagierte ebenfalls.

Aus dem Wald von Krakenarmen stieg er in die Höhe, breitete seine Flügel aus und näherte sich dem kleinen Magier.

Myxin sah es mit Erschrecken. Er hatte gehofft, den Eisernen überraschen zu können, aber dieser hatte sein Schwert gezogen und flog Myxin an. Die Gefahr verdichtete sich, und Myxin befand sich in einer prekären Lage. Er war zwar mit besonderen Kräften ausgestattet, über die sich Menschen nur wundern konnten, aber er konnte seine Gaben nicht alle auf einmal einsetzen.

Momentan verließ er sich auf die Teleportation. Die Telekinese hatte er damit zurückgedrängt, und wenn er sich dem falschen Engel stellte, konnte er nur mehr mit der Körperkraft agieren. Die geistigen waren ausgeschaltet.

Das wußte Myxin, und das machte die Lage für ihn nicht gerade besser.

Er hatte sich dem Zentrum dieser Welt so weit genähert, daß er einen Blick nach unten werfen konnte.

Und da lauerte Krol.

Ein gewaltiger See aus Krakenschleim. Wie eine Halbkugel schaute der Kopf mit den bösen Augen hervor, die sich innerhalb der doch nicht so festen Masse bewegten und rollten, dabei einen bösen, gefährlichen Blick angenommen hatten und Myxin anstarrten.

Der Magier spürte sehr genau, daß Krol sehr mächtig war, denn er wurde von dessen magischen Strömen angegriffen.

Deshalb mußte er zurück.

Es gelang nicht mehr.

Im ersten Augenblick erschrak der kleine Magier. Er spürte es heiß durch seinen Körper jagen und entdeckte über sich bereits den Schatten des falschen Engels.

Waagerecht lag er in der Luft und schaute auf Myxin herab. Sein sonst so ehern wirkendes Gesicht hatte sich zu einem grausamen Lächeln verzogen, in den Augen leuchtete die reine Mordabsicht. Das Schwert mit der langen breiten Klinge hielt er in der rechten Hand.

Schräg wies die Spitze auf den Magier, und sie würde, wenn sie nach unten fiel, ihn glatt durchtrennen.

Myxin gestand sich ein, daß es ein Fehler gewesen war, sich dem Zentrum genähert zu haben. Rückgängig machen ließ sich dies nicht mehr, er mußte bleiben.

Noch hielt er sich…

Aber seine eigenen Kräfte ließen immer mehr nach. Myxin spürte deutlich das Zittern, das durch seinen Körper lief und dabei keine Stelle ausließ. Furcht stieg in ihm hoch. So etwas hatte er in der letzten Zeit überhaupt nicht mehr gekannt. Es war so wie in der Zeit, als er noch gegen Asmodina gekämpft und die mit ihm gemacht hatte, was sie wollte.

Erst später hatte Myxin seine alten atlantischen Kräfte zurückbekommen, aber sie begannen in dieser Welt zu versagen.

Für Myxin grenzte es schon an ein kleines Wunder, daß er sich überhaupt noch hatte halten können. Wie einen schmalen Rettungsbalken hielt er die Dämonenpeitsche fest, und er konnte sich aussuchen, ob er durch die Klinge starb oder in das Zentrum des Kraken Krol hineinfiel, um dort vernichtet zu werden.

Er entschied sich für die letzte Möglichkeit.

Myxin spürte noch einen kurzen, stechenden Schmerz im Kopf, dann fiel er wie ein Stein in die Tiefe.

Mit den Füßen zuerst schlug er haargenau in das Zentrum des Kraken Krol ein…

***

Kara und der echte Engel schauten in ein gewaltiges Tal aus Glas.

Hier lebte Gorgos, hier konnte er seine Fäden spinnen, hier produzierte er die gefährlichen Wolken. Er lebte in einer Welt aus kleinen, großen und schillernden Kristallen, die in allen Farben des Spektrums leuchteten und eine bunte Szene vorgaukelten, die gleichzeitig so verdammt gefährlich war.

Kara und ihre Begleiter drangen ein in eine Welt des Schweigens.

Auch die Wolken aus Fäden waren lautlos auf sie zugeschwebt, und innerhalb des weiten Tals vernahmen sie ebenfalls keine Stimmen.

Die Ruhe blieb.

Sie lag lauernd zwischen den zackigen Kristallwänden, und nicht das

leiseste Knacken verriet, daß irgend etwas zerstört wurde.
»Ich muß tiefer gehen«, erklärte der Eiserne.
Die Schöne aus dem Totenreich hatte nichts dagegen. Schließlich war der Eiserne ihr Führer in einer Welt, die stärker war als ihre Kräfte.
Kara verließ sich auf den Beschützer, dessen Flug allmählich in kreisende Bewegungen überging und dabei tiefer fiel, so daß sie den Boden unter sich noch deutlicher sahen.
Er war nicht glatt, wie sie angenommen hatten, und ihr erster Eindruck bestätigte sich auch.
Innerhalb des Bodens war etwas zu sehen.
»Geh noch tiefer!« wies Kara den Eisernen an. »Ich glaube schon, daß wir das Rätsel des Gläsernen lösen können.«
»Ich will es nicht lösen, sondern ihn zerstören!« erklärte der Engel, folgte aber Karas Aufforderung und ließ sich allmählich in die Tiefe gleiten. Es war ein langer gleitender Flug. Kara, die sehr scharfe Augen besaß, kam das Tempo sehr entgegen. So konnte sie nach unten schauen und erkennen, wer innerhalb der gläsernen Fläche und auch an den Hängen begraben lag.
Es waren Menschen.
Soldaten wie die aus dem alten Atlantis, für Ewigkeiten in ein gläsernes Grab gelegt, ohne je die Chance zu bekommen, befreit zu werden. Aber nicht nur Menschen aus der sehr alten Zeit erkannte Kara. Auch andere, die Jahrtausende oder Jahrhunderte später den Weg unfreiwillig in das Reich des gläsernen Gorgos gefunden hatten, waren innerhalb der Masse begraben.
Sie lagen dort in stummer Eintracht.
Männer und Frauen mit blutleeren, dafür gläsernen Körpern.
Kara konnte sie nicht mehr zählen. Es schien eine gesamte Armee von Glasmenschen zu sein, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte.
Der Eiserne Engel landete.
Dies geschah nicht abrupt oder zackig, sondern langsam, sacht und sanft. Beim Aufsetzen erklang nicht das leiseste Knirschen, so vorsichtig handelte die so schwere Gestalt.
Kara war längst vom Rücken des Eisernen gerutscht. Neben ihm blieb sie stehen und ließ ihren Blick durch die seltsame Talschüssel streifen. Ihre Sinne waren gespannt, so daß sie sehr genau das leichte Vibrieren spürte, das durch den Boden lief und auch ihre Körper nicht ausließ, denn es pflanzte sich in ihnen fort.
»Spürst du es auch?« fragte sie den Eisernen.
»Ja.«
»Was kann es sein?«
»Eine Maschine ist es wohl nicht, die hier irgendwo ihre Schwingungen ausbreitet. Es muß an der Materie selbst liegen.«

»Aber wir haben nichts dazu getan, glaube ich.«
»Da kannst du recht haben.«
Sie gingen einige Schritte vor. Sicherheitshalber hatte Kara das Schwert mit der goldenen Klinge gezogen. Die von den Kristallen erzeugten Lichtreflexe trafen auch die Klinge und ließen sie noch strahlender erscheinen, als diese es tatsächlich schon war.
Behutsam setzte Kara ihre Schritte. Sie mochte die Welt nicht, die trotz ihrer Helligkeit kalt und grausam auf sie wirkte. Unsichtbar für sie lauerte die Gefahr. Das Grauen unter Glas, und wenn Gorgos einmal zuschlug, würde er keine Rücksicht nehmen.
Nur, wo steckte er?
»Hast du denn einen Verdacht?«
»Leider nicht.«
»Vielleicht hier im Tal«, vermutete die Schöne aus dem Totenreich. »Es kommt mir sehr gefährlich vor, so endgültig. Wenn er sich tatsächlich hier aufhält, wird er uns bestimmt schon bemerkt haben.«
»Davon gehe ich aus.«
Ein knirschendes Knacken ließ beide herumfahren. Es war schräg hinter ihnen aufgeklungen, wo der Hang aus Glas begann, sich in die Höhe schob und später überging in eine steile, mir Ecken, Kanten und Vorsprüngen versehene Felswand.
Und genau da tat sich etwas.
Das Knacken hatte seinen Grund gehabt, denn an einer gewissen Stelle geriet Bewegung in das spröde Glas. Kräfte verschoben sich dort, und die Masse konnte dem Gegendruck nicht mehr standhalten.
Urplötzlich riß sie auf und splitterte weg.
Kara und der Engel sahen die Splitter in die Höhe fliegen. Sie hatten noch nicht wieder den Boden erreicht, als sich innerhalb der geschaffenen Öffnung etwas tat.
Jemand kletterte hervor.
Es war einer der Gläsernen. Seine Bewegungen glichen denen eines Break Dancers, der seinen Tanz verlangsamt hatte. Sie waren zackig und gleichzeitig monoton, als er einen Fuß vor den anderen setzte. Ein gläserner Schädel saß auf seinen Schultern. Diesmal wurde er von keinem Helm verdeckt, dafür besaß der andere verglaste, weiße Haare, die kranzartig auf seinem Kopf lagen.
»Das ist der erste«, flüsterte der Eiserne.
»Du meinst, sie werden alle kommen?«
»Ganz sicher. Gorgos kann es sich einfach nicht leisten, daß Fremde, dazu noch Gegner, in seine Welt eingedrungen sind. Wir müssen daher mit weiteren Überraschungen rechnen.«
Die Worte waren kaum ausgesprochen, als das, das vorhin an einer Stelle geschehen war, an zahlreichen anderen auch passierte.
Überall brach der Boden auf. Kara und der Eiserne vernahmen das

Splittern und Krachen, die »brechenden« Geräusche, als würden tausend Spiegel zur gleichen Zeit zerplatzen, und sie sahen, als sie sich drehten, die unzähligen Gestalten, die ihre gläsernen Grabstätten verließen.

Sie kamen von allen Seiten.

Bevor sich Kara und ihr Partner auf die neue Gefahr einstellten, nahmen sie sich die Zeit, die Gestalten anzuschauen.

Sämtliche Rassen und Völker waren vertreten. Sie sahen Schwarze, Gelbe und Weiße.

Soldaten, Frauen in der Kleidung des Mittelalters, Griechen, Römer, aber auch Menschen, die noch Ähnlichkeit mit einem Affen auswiesen. Sehr deutlich an der Form ihres Kopfes zu erkennen. Bekleidet waren die Personen mit Fellen, die über den Glaskörpern hingen.

Die Soldaten und Krieger waren natürlich bewaffnet. Lanzen, Schwerter, aber auch Gewehre, wenn die Personen aus der neueren Zeit stammten.

In die gesamten Hänge war Bewegung geraten. Kara und der Eiserne kamen zu der Überzeugung, daß diese Welt sich praktisch aus einem gewaltigen Friedhof zusammensetzte.

Und noch immer hatten sie keine Spur von Gorgos entdeckt. Er hielt sich zurück und würde möglicherweise erst zuschlagen, wenn seine Armee es nicht schaffte.

»Wir müssen uns stellen«, sagte Kara.

Der Eiserne hatte nichts dagegen, stieß die Frau im nächsten Augenblick zur Seite, weil er vor sich einen Gläsernen erkannt hatte, der von einer gespannten Armbrust einen Pfeil abschoß.

Zwischen Kara und dem Eisernen wischte er hindurch und traf irgendwo hinter ihnen einen weiteren Gläsernen, den er mit einem platzenden Geräusch zerstörte.

»Wie machen wir es?« fragte Kara.

»Rücken an Rücken.«

»Einverstanden.«

Die beiden bauten sich auf. Kara spürte den Rücken des Engels wie eine starke Wand hinter sich. Das gab ihr ein wenig an Selbstvertrauen zurück, denn sie beschäftigte sich bereits mit dem Gedanken, ob es überhaupt zu schaffen war, die Feinde zu stoppen.

»Alles klar?«

Kara lachte hart. »Ja, sie können kommen.«

»Wenn es zu hart wird, starten wir zum Flug.«

»Gut.«

Es war unmöglich für die beiden, die Gegner zu zählen, die sich allmählich formierten und die Hänge hinabrutschten. Dabei blieben sie nicht immer auf den Beinen.

Wenn sie zu hart aufprallten, wurden sie zerstört. Da gab es plötzlich

keine Köpfe oder Arme mehr, nur glasige Scherbenmassen rutschten noch weiter.

Auch die Standfestigkeit der beiden Eindringlinge war nicht die beste. Sie mußten sich schon breitbeinig aufbauen, um sich überhaupt einigermaßen halten zu können.

Und sie ließen die anderen kommen.

Nachdem einige ihrer Gegner es geschafft hatten, den Hang unbeschadet hinter sich zu lassen, stellten diese sich sofort auf ihre Feinde ein und griffen an.

Der Eiserne Engel schlug zurück. Und er ließ den gläsernen Wesen keine Chance.

Sein so mächtiges Schwert räumte unter ihnen auf. Mit einem Schlag gelang es dem Engel, mehrere Gestalten zu zerstören, so daß sich um die Schlagkreise herum oft genug ein Regen von Splittern bildete und funkelnd in der Luft lag.

Kara, von den Anfangserfolgen des Eisernen beflügelt, wollte natürlich nicht nachstehen und kämpfte ebenfalls.

Sie führte ihr Schwert geschickt, und bei jedem Schlag funkelte die goldene Klinge auf.

Manchmal schräg, dann wieder direkt hieb das Schwert in die Gestalten hinein.

Es waren Monstren, Glaspuppen und keine Menschen mehr, deshalb kannte Kara auch keine Rücksicht.

Soldaten erschienen vor ihr. Sie waren ebenfalls bewaffnet. Einer hatte den Arm angehoben, um die Lanze zu schleudern.

Kara war schneller. Ein Streich mit der Klinge, und der Arm wurde an der Schulter abgehackt.

Mit der freien Hand stieß Kara den Körper zur Seite, hatte freie Bahn und stürzte sich einem weiteren Pulk von gläsernen Dämonendiener entgegen, um zwischen ihnen aufzuräumen.

Die Luft war erfüllt vom Klirren, Splittern und Platzen des Glases.

Die Gestalten kippten wie Zombies, wenn diese voll getroffen wurden. Kara verschaffte sich durch ihre Aktionen freie Bahn, und sie achtete auch darauf, daß sie durch umherfliegende Splitter nicht verletzt wurde.

Ob die Gläsernen von sich aus bemerkt hatten, daß es keinen Sinn mehr hatte, oder ob ein anderer ihnen den Befehl gegeben hatte, war nicht festzustellen. Jedenfalls formierten sie sich zu einem Rückzug.

Zuletzt erwischte Kara noch einen Urmenschen, der eine Keule bei sich trug und diese schleuderte.

Dem Wurfgeschoß entging die Schöne aus dem Totenreich durch schnelles Wegducken, anschließend köpfte sie den Gläsernen, der vor ihren Füßen zusammenfiel und als Scherbenhaufen liegenblieb.

Die Schöne aus dem Totenreich freute sich, daß sie es geschafft hatte

und drehte sich um.

Auch der Eiserne stand noch auf den Beinen. Er hatte keinen Gläsernen zu nahe an sich herankommen lassen und hielt einen Pfeil in der linken Hand. »Damit hat jemand geschossen.«

»Und?«

»Mein Körper ist gegen Pfeile resistent.«

Kara lachte befreit auf. »Das ist gut, aber wie geht es weiter?«

»Das frage ich mich ebenfalls.«

Die Gläsernen zogen sich in die Hänge zurück. Dort besaßen sie ihre Schlupfwinkel. Doch sie verschwanden nicht wieder in ihren zerstörten Gräbern. Dafür kletterten sie den Gipfeln der Glasberge entgegen, und wenn sie einen Vorsprung gefunden hatten, blieben sie dort sitzen.

»Das ist bald wie in einer Arena«, sagte der Eiserne. »Das Publikum ist schon eingetroffen. Man wartet nur mehr auf die Hauptakteure.«

»Sind wir das nicht?«

»Unter anderem. Aber Gorgos fehlt noch.«

»Du rechnest fest damit, daß er erscheint?« fragte Kara.

»Ja.«

»Und wie sieht er aus? Hast du dir darüber schon eine Vorstellung gemacht?«

Der Engel nickte. »Das habe ich schon. Ich kenne ihn aus Atlantis, aber das war alles vor deiner Zeit. Gorgos ist ein seltsames Wesen. Man hat ihm noch einen anderen Namen gegeben. Den Durchsichtigen nannten ihn manche Atlanter.«

»Das habe ich nie gehört.«

»Kann ich mir vorstellen. Der Begriff ist später in Vergessenheit geraten. Man muß diesen Zweitnamen als doppelsinnig bezeichnen. Durchsichtig mag sein Körper sein, aber erlaubt es gleichzeitig, aus seiner, dieser Welt in andere zu schauen.«

»Du meinst in andere Dimensionen?«

»Genau. Natürlich nicht in jede beliebige. Nur in die, die ihn gewissermaßen unmittelbar berühren. Verstehst du?«

»Ja, das wären die Teile der Leichenstadt oder die Welten der übrigen Großen Alten.«

»Genau richtig.«

Kara dachte über das Gehörte nach und interpretierte die Worte auch richtig. »Wenn ich dies alles weiterverfolge, kann ich davon ausgehen, daß wir in die anderen Welten schauen können, wenn Gorgos erscheint.«

»So ist es.«

»Wir sehen also in Krols Welt, in Hemators, dann in die deines Zwillingsbruders…«

»Nein, die ist zerstört.«

»Richtig.« Kara schlug sich gegen die Stirn.
»Es bleibt noch der Namenlose.«
»Der ist am schlimmsten!« flüsterte Kara.
Sie sah ihre Worte durch das Nicken des Eisernen bestätigt, wobei beide schwiegen, denn sie merkten, daß sich innerhalb dieser gläsernen Welt etwas tat.
Es begann mit einem plötzlich aufziehenden Wind. Er fuhr so heftig durch das Tal, daß sich selbst der Eiserne Engel abwandte und ihm den Rücken zudrehte.
Und der Sturm schleuderte das in die Höhe, was bisher auf dem Boden gelegen hatte.
Es waren die Glasreste, die Krümel und der feine Staub, der in der Schüssel hochgewirbelt und gegen die Rücken der Eindringlinge geworfen wurde.
Ein infernalisches Heulen durchtoste das Tal. Unzählige Geister schienen sich in der Luft zu befinden und stimmten einen schaurigen Gesang an.
»Gorgos!« schrie der Eiserne. »Er wird kommen.«
Kara erwiderte nichts. Sie hatte die Lippen fest zusammengekniffen und die Hände schützend vor das Gesicht gelegt. Ein Splitterregen jagte gegen ihren Rücken, um so plötzlich zu stoppen, wie er aufgekommen war.
Ein leises Nachsäuseln noch, danach herrschte Stille.
Kara und der Eiserne warteten ab. Sie trauten dem Frieden nicht, und Kara schielte an ihren Händen vorbei auf die Seite, um ihren Partner zu beobachten, der sich langsam erhob und aufrecht stehenblieb.
»Ich drehe mich jetzt um!« sagte er.
»Mach das.« Sie wußte es zwar nicht, aber sie ahnte, daß Gorgos erschienen war. Den Sturm hatte er als seinen Vorboten geschickt.
Aus den Augenwinkeln und nur schattenhaft nahm sie die Bewegung des Eisernen wahr, als dieser sich aufrichtete. Kara blieb weiterhin in ihrer Haltung, sie wartete auf einen Kommentar ihres Partners, der erfolgte nicht.
»Kann ich?« fragte sie.
»Ja.«
»Ist er auch da?«
»Sicher.«
Die schwarzhaarige Frau spürte, wie sehr sie innerlich fieberte. In wenigen Augenblicken würde sie einem der Großen Alten von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen.
Das war fast unbegreiflich.
Kaum hatte sie sich um 180 Grad gedreht und die Augen geöffnet, als sie es sah.
In der Luft lag zwar noch ein leichter Schleier, doch der behinderte

sie kaum.

Gorgos war gekommen.

Ein Monster? Nein, auch kein Wesen, sondern eine Tatsache. Ein gewaltiges Gebirge aus hauchdünnem Glas, das mit dunkleren Fäden durchzogen war, türmte sich am Ende der Schlucht auf. Es spannte sich von einer Ebene zur anderen, wirkte wie eine in die Gegend gestellte starre Kuppel oder ein Hohlspiegel, in dem dennoch Leben steckte. Aber es war nicht das Leben des gewaltigen gläsernen Götzen, sondern das der anderen Teile der Leichenstadt.

Gorgos gestattete den beiden einen Blick in die Dimensionen seiner Brüder…

Kara und der Eiserne standen stumm da, umweht von einem leichten Wind, der die Haare der Frau nach hinten strich. Ohne darüber gesprochen zu haben, kamen sich beide in dieser verglasten Welt so unendlich verloren und klein vor, denn was sie sahen, war gigantisch.

Drei Dimensionen reichten als Erklärung nicht aus. In die gewölbte Fläche hinein schoben sich die Welten von verschiedenen Seiten aufeinander zu, überlappten auch und besaßen trotzdem eine gewisse Trennschärfe, so daß Kara und der Eiserne jede Welt als Einzelstück betrachten konnten.

Keiner von ihnen redete. Ein jeder mußte die Eindrücke zunächst einmal verdauen.

Da war Hemator, die gewaltige Dimension. Sie fiel Kara besonders auf, weil in ihr eine seltsame Dunkelheit herrschte, die von langen Fahnen oder Schatten durchwandert wurde. Zum Glück besaßen sie nicht die Dichte, daß sie den Blick auf andere Dinge nahmen, so sah Kara die zahlreichen Monster, die sich um einen Turm scharten, der in einen nicht zu erkennenden Himmel ragte und bewohnt war.

Menschen hielten sich dort auf.

Die Gesichter erkannte Kara an einem der Fenster. Sie waren nur mehr blasse Schatten, aber zu identifizieren.

»Das ist ja John!« hauchte die Frau, ohne eine Antwort von ihrem Partner zu bekommen.

Ali erkannte sie auch, das Frauengesicht war ihr fremd. Die drei standen am Fenster, starrten in die Weite, und Kara hatte das Gefühl, als würden sie das gleiche sehen wie sie.

Ihr Blick wanderte weiter zur nächsten sichtbaren Dimension.

Und dort sah sie denjenigen, an dem ihr Herz hing.

Myxin!

Er war nicht allein. Einen »Partner« hatte er ebenfalls gefunden, nur konnte man diese Person auch als seinen Feind ansehen, denn der Zwillingsbruder des Eisernen Engels war der sechste Große Alte und stand demnach auf der anderen Seite.

Ob sich John Sinclair und seine Begleiter in Lebensgefahr befunden

hatten, war Kara nicht klargeworden, Myxin jedenfalls ging es da wesentlich schlechter.

Zwar war es ihm dank seiner magischen Fähigkeiten gelungen, einem ersten Angriff zu entgehen, doch in diesem Augenblick schwebte er starr und die Dämonenpeitsche haltend über einem sich bewegenden Wald von widerlichen Tentakelarmen, die allesamt dem Großen Alten Krol gehörten. Und von der Seite her flog mit schlagbreiter Klinge der falsche Engel auf Myxin zu.

Kara zuckte zusammen. Sie reagierte sehr menschlich, denn sie bekam weiche Knie und hatte auch das Gefühl, die angstvollen Gedanken des kleinen Magiers aufzufangen, der sich in der für ihn so feindlichen Welt nicht mehr länger behaupten konnte.

Kara sprach den Namen ihres Freundes und Gefährten aus, als wollte sie ihn zurückrufen.

»Er kann dich nicht hören!« flüsterte der Eiserne neben ihr.

Da nickte die Frau, und sie erlebte mit, wie der falsche Engel näherkam und bereits sein großes Schwert schwang, um den kleinen Magier zu köpfen.

»Das überlebt er nicht!« hauchte Kara, »das…«

Da handelte Myxin.

Er stellte sich nicht gegen den falschen Engel. Wahrscheinlich besaß er nicht die Kraft dazu. Der Magier entschied sich dafür, den Großen Alten, der in dieser grausamen Welt regierte, direkt anzugehen.

Er fiel in das Zentrum.

Sein Fallweg war nur kurz. Kara begleitete ihn mit einem Schrei, und sie fuhr herum, um den Arm ihres Begleiters zu fassen. »Wir müssen etwas tun!« schrie sie den Eisernen an. »Verdammt, wir können doch nicht zuschauen, wie Myxin…«

»Was sollen wir machen?«

»Du kennst die Großen Alten, Eiserner. Du bist ihnen in grauer Vorzeit begegnet, du kannst sie vielleicht ausrechnen. Wenn es noch eine Chance für ihn gibt, dann müssen wir sie nutzen.«

Der Eiserne hob die Schultern.

Diese Geste deprimierte Kara derart, daß sie einen Schritt zurücktrat, den anderen losließ und so blaß wurde, als bestünde ihre Haut ebenfalls aus Glas.

»Du machst nichts?« fragte sie. Und noch einmal, diesmal aber lauter. »Du machst nichts?«

»Gib mir einen Rat!«

»Das kann ich nicht.« Sie streckte den Arm aus. »Wir müssen in diese Welt da hinein. Und wenn es schon nicht über Krol geht, dann vielleicht über deinen Zwillingsbruder. Denke nach. Ihr steht auf verschiedenen Seiten, aber ihr habt denselben Vater. Spring über deinen eigenen Schatten, Eiserner, ich flehe dich an. Tue es!«

Im Gesicht des Engels bewegte sich nichts. Kara konnte nicht herausfinden, welche Gefühle sich im Innern dieser Person abspielten, aber der Engel nickte.

»Es ist vielleicht ein Weg«, sagte er leise. »Mehr nicht. Ich muß Kontakt haben.«

»Ja.«

»Nur müssen wir zuvor Gorgos überwinden!«

»Das ist… das ist …« Plötzlich senkte Kara den Kopf und begann zu weinen. Sie schaute nicht hin, wie der Eiserne einige Schritte vorging und die Schnur des magischen Pendels über den Kopf streifte.

Diese Waffe hatte er lange gesucht. Sie war ebenso alt wie die Götzen, in deren Welt er hineinschaute, und er wußte auch, daß das Pendel die gefährlichen Erdgeister beschwor, wenn es seine magischen Strahlen aussandte.

Gorgos gehörte zu den Dämonen aus der Tiefe. Seine gläserne Welt bestand aus den Ingredienzien, aus denen sich auch die Erde zusammensetzte.

Selten in seiner Existenz hatte sich der Eiserne Engel so schlecht gefühlt. Und selten waren auch die Chancen so hauchdünn gewesen wie in dieser Lage.

Er hörte hinter sich die schnellen Schritte der dunkelhaarigen Begleiterin.

»Wirst du es versuchen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Jetzt sofort!«

Diese Worte hatte auch ihr Gegner gehört. Nicht Krol oder der falsche Engel, nein, es war Gorgos, Herrscher der Glaswelt und König über das gläserne Grauen.

Seine Gestalt, die eigentlich keine war, sondern nur mehr ein spiegelartiges Gebilde, zog sich plötzlich zusammen. Gleichzeitig veränderte sich auch die Umgebung.

Das Vibrieren unter den Füßen der beiden Partner setzte wieder ein. Die hohen Glasberge begannen zu knirschen. Sie bewegten sich, aber sie stürzten nicht ein, sondern rückten näher aufeinander zu, wobei sie gleichzeitig anfingen zu schmelzen, so daß die winzige Insel, auf der sich Kara und der Eiserne aufhielten, noch kleiner wurde.

Die Welt aus Glas zollte der Wärme Tribut, um zu einem gewaltigen Klumpen zu verschmelzen.

Kara und der Eiserne suchten nach einem Ausweg. »Wir schaffen es nicht!« keuchte die Frau und zeigte in die Höhe. »Da kannst du es sehen, auch das, was wir Himmel nennen können, strömt auf uns nieder.«

In der Tat bewegte sich die Masse über ihren Köpfen, und die

gesamte Dimension nahm die Form einer Kugel an.

Gorgos demonstrierte seine Macht. Für einen Moment glaubte Kara, innerhalb der gläsernen Masse über ihrem Kopf ein schreckliches Gesicht schimmern zu sehen. Es wirkte eckig, natürlich auch gläsern, und der Mund erinnerte an einen breiten Spalt.

Um sie herum geriet das Glas in Bewegung. Bevor es von der Wärme erfaßt wurde, begann es zu splittern, zu brechen und zu knacken. Auch die Eingeschlossenen, die den Kampf gegen ihre Feinde überstanden hatten, wurden nicht verschont.

Sie schmolzen einfach weg.

Bilder des Schreckens boten sich Kara und dem Eisernen Engel.

Die gläsernen Menschen sackten immer mehr zusammen, und ihre Körper wurden zu einer dicken Flüssigkeit, die an den Hängen herabrann und sich in der immer schmaler werdenden Schüssel sammelte.

Kara schaute den Eisernen fragend an. »Kommen wir hier noch raus?« fragte sie.

»Wir setzen alles auf eine Karte.«

»Und dann?«

»Keine Fragen. Zieh dein Schwert, dann fliegen wir Gorgos direkt an. Wir müssen ins Zentrum!«

Kara zögerte nicht einen Lidschlag. Es ging diesmal um alles oder nichts…

***

Es war wirklich ein Bild, das ich nicht erwartet hätte. An den Grenzen dieser Dimension öffnete sich mir eine neue, fremdartige, unbekannte Welt, die eigentlich nicht nur eine war, sondern sich aus mehreren zusammensetzte.

Aus den Dimensionen der Großen Alten.

An Kara und den echten Eisernen dachte ich nicht, als es mir die Sprache verschlug.

Auch Leona und Ali blieben stumm. Wir drei schauten in die Ferne, wo sich die Dimensionen verschoben hatten.

Ich sah die Krakenwelt!

Und ich hatte für einen Moment in ihr den kleinen Magier Myxin erkannt, der meinem Blickfeld leider sehr schnell wieder entglitt. Ich dachte über die Tatsache nach und kam zu dem Entschluß, daß wir, die Kämpfer des Lichts, durch die Magie unserer Gegner in die verschiedenen noch existierenden Teile der Leichenstadt geschleudert worden waren.

Jeder in eine andere, damit die Kampfkraft aufgeteilt wurde und wir nicht mehr geballt angreifen konnten.

Ich stand da, schaute zu und fühlte mich so verdammt hilflos.

Denn nicht nur in Krols Welt fiel mein Blick, auch in eine andere, und dort sah ich Kara und den echten Engel.

Waren sie Gefangene?

Ich konnte es nicht genau erkennen, aber diese Welt, in der meine beiden Freunde steckten, gehörte einem sehr gefährlichen Feind von uns.

Gorgos!

Es war die gläserne Dimension, die größte Dimension von allen, denn sie zog sich praktisch um die anderen herum, bildete einen Kreis, so daß auch wir eingeschlossen waren.

Es fehlte noch eine.

Die des Namenlosen!

Was sie war, wer er war, das hatte ich bisher nicht erfahren können, und ich sah auch nichts, obwohl ich mich anstrengte!

Plötzlich dachte ich an meinen Freund Suko. Auch ihn hatte es irgendwohin verschlagen, nur mußte er in einem monströsen Reich stecken, das ich ebenfalls nicht sah.

Es war zum Heulen…

»Was ist das, John?« Der kleine Ali hatte mich angesprochen und angefaßt.

»Die Welten der Großen Alten.«

»Sind sie gefährlich?«

»Das kannst du laut sagen.«

Ali war wißbegierig. »Weshalb können wir sie sehen, aber nicht einfach hingehen?«

»Das kann ich dir leider nicht sagen, mein Junge. Wir müssen abwarten und zusehen, was weiterhin geschieht.«

»Ja, das meine ich auch.«

Es tat sich etwas. Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, bis Leona mich auch aufmerksam machte.

»Da bewegt sich jemand.«

Es war in der Dimension des Gläsernen. Sie schob sich plötzlich zusammen. Es fiel mir schwer, einen Vergleich zu finden, aber ich dachte an einen Luftballon, aus dem allmählich die Luft entwich, der immer kleiner wurde, seine kreisförmige Form dabei aber behielt.

Wenn sich auch diese Welt verkleinerte, bedeutete das für Kara und den Eisernen höchste Gefahr.

Myxin war schon verschwunden. Über dem Wald aus Tentakelarmen schwebte jetzt nur mehr der falsche Engel und schwang voller Wut seine gefährliche Waffe.

Konnten wir eingreifen?

»Soll ich rausklettern?« Ali mußte die gleichen Gedanken gehabt haben wie ich.

»Untersteh dich«, fuhr ich ihn an. »Wir bleiben hier und schauen nur

zu.«

»Ich meine ja nur.«

»Schon gut.«

Die Welt veränderte sich weiter. Wir sahen es nur, hautnah bekamen es Kara und der Eiserne mit. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß es ihnen überhaupt nicht paßte, innerhalb einer gläsernen Kugel zu stecken, und eine milchige Färbung nahm uns plötzlich die Sicht auf die Dimension des Gläsernen.

Alles verschwand.

Mir kam es vor, als würde jemand einen großen Vorhang allmählich zur Seite schieben, damit er den Zuschauern den Blick auf die Bühne nahm.

Es war vorbei.

Wir hatten für eine kurze Zeitspanne freie Sicht auf die anderen Teile der Leichenstadt gehabt und waren damit von unseren eigenen Problemen abgelenkt worden. Nun wurde uns wieder bewußt, daß wir selbst Gefangene einer dieser Welten waren und ich es auch noch nicht geschafft hatte, das Rätsel um Hemator zu lösen.

Ich drehte mich wieder um.

Leona und Ali standen vor mir. Sie erwarteten anscheinend von mir eine Antwort, das entnahm ich ihren fragenden Blicken, aber auch ich konnte nur mehr mit den Schultern zucken.

»Keinen Plan?« fragte die Frau.

»Nein.«

»Dann müssen wir weiterhin den Turm durchsuchen«, faßte sie zusammen. »Etwas anderes bleibt uns nicht.«

Ali sprach etwas aus, an das auch ich schon gedacht hatte. »Hier werden wir elendig verhungern!« flüsterte er. »Oder verdursten. Das ist doch widerlich. Kein Wasser…«

»Noch geht es uns gut«, unterbrach ich ihn und bekam einen Moment später meine Worte als Lüge präsentiert, denn die Gefahr an der Außenwand des Turms hatte sich in die Höhe geschoben.

Es war eines dieser Monster. Sein schmaler Kopf erschien plötzlich hinter mir im Ausschnitt des Fensters, und bevor ich die Warnschreie der anderen noch richtig verstanden hatte, war das Monstrum schon da.

Plötzlich bekam ich keine Luft mehr. Wie ein dehnbarer, dünner Gummischlauch hatte sich der Körper einer Schlange um meine Kehle geschnürt, nicht nur zugedrückt, sondern mich auch nach hinten auf das offene Fenster zugerissen, so daß ich ins Stolpern kam.

Mit der rechten Hand faßte ich zurück, um mich abzustützen. Das gelang mir nicht, denn ich griff schon ins Leere und spürte gleichzeitig unter meinem Rücken die harte Kante der Fensterbrüstung.

Der weitere Ruck riß mir die Beine vom Boden weg, so daß ich in der

Luft schwebte.

Erst jetzt reagierten meine Partner. Leona, die in dieser Welt schon ihre Erfahrungen besaß, fuhr Ali mit scharfer Stimme an.

»Halte seine Beine!«

Der Junge verstand. Er wuchtete seinen Körper vor und hätte beinahe noch meine Schuhspitzen gegen sein Kinn bekommen, weil der nächste Ruck mich schon nach außen riß und ich in höchste Lebensgefahr geriet, an der Mauer entlang zu Boden zu stürzen.

Ali schaffte es noch soeben. Er umklammerte meine Fußknöchel und drückte auch dagegen, so daß ich wieder in eine waagerechte Lage kam. Für einen Moment ging es mir besser. Doch etwas war schlimm. Der Mangel an Luft.

Dieser widerliche Schlangenarm kam mir wie ein Band vor, das sich immer enger zog. Ich hatte den Mund aufgerissen, aber ich schaffte es nicht, den so lebensnotwendigen Sauerstoff zu bekommen, die Kraft des Monsters war einfach zu stark.

Ali hielt mich fest. Er half mir damit schon viel, aber er befreite mich nicht. Das versuchte Leona. Sie war sehr geschickt. Das Leben in dieser Welt hatte sie geprägt. Schattengleich huschte sie an mir vorbei und kletterte auf die Fensterbrüstung.

Da ich auf dem Rücken lag, konnte ich in ihr Gesicht schauen.

Leona benötigte beide Hände, um sich abzustützen. Deshalb hielt sie das Messer zwischen den Zähnen und wirkte in diesem Augenblick wie eine Südseepiratin.

Als sie auf der Brüstung stand, fiel sie förmlich zusammen, ging in die Hocke, hielt sich mit der linken Hand an der Fensterkante fest und nahm das Messer in die rechte.

Diesen Arm streckte sie aus. Und sie schaffte es. Mit zwei Schnitten trennte die Dolchklinge dicht hinter meinem Kopf den Körper der Schlange durch. Wie eine zuckende Peitschenschnur fiel der Rest in die Tiefe, während ich vom hinteren Druck befreit war, nach vorn kippte und wieder in den Turm fiel. Ich lag kaum, als ich schon Alis Finger an meinem Hals spürte und er mir den anderen Rest abnahm. Leonas stützende Hände in meinem Rücken sorgten mit dafür, daß ich mich hinsetzen und durchatmen konnte. Doch sprechen konnte ich nicht. Ich hatte das Gefühl, Reißnägel im Hals zu haben. Nur krächzende Laute drangen aus meinem Mund, aber ich war froh, wieder Luft holen zu können, auch wenn sie nicht gerade frisch schmeckte.

»Geht's wieder?« fragte Leona.

»Fast.«

Das Wort verstand auch Ali. Er grinste und schaute dann aus dem Fenster.

»Da sind Vögel«, sagte er.

Leona sah nach. Auch ich stemmte mich hoch und erkannte die aasfressenden Geier. Sie kreisten um den Turm, denn sie warteten auf uns.

»Den Gefallen werden wir ihnen nicht tun!« keuchte ich. »Solange noch ein Funke Leben in mir steckt, schieß ich sie zusammen.«

»Ich auch!« erklärte Ali.

»Wir sollten von hier verschwinden«, schlug Leona vor. »Hatten wir nicht von einem Zentrum gesprochen?«

»Stimmt.«

»Dann suchen wir es.«

Ich war nicht so optimistisch. Dieser verdammte Turm bestand aus einem wahren Ganglabyrinth, und dies bemerkten wir sehr schnell. Den Gang, den wir gekommen waren, konnten wir nicht zurück. Dafür drehten wir uns in eine der Nischen und stellten fest, daß diese an ihrem Ende eine schmale Öffnung besaß, durch die wir uns schieben konnten.

Leona und Ali schafften es leicht. Ich hatte einige Schwierigkeiten, doch als wir den schmalen Gang betraten, hatten wir das Gefühl, uns innerhalb einer Zweitwelt in dieser für uns noch fremden zu befinden.

Vielleicht war es das Zentrum, vielleicht auch nicht. Jedenfalls erlebten wir Schreckliches.

Bei jedem Schritt vernahmen wir ein grauenhaftes Stöhnen.

Mal schrill, mal leiser, auch schmerzerfüllter. Die Laute waren nie gleich, jedoch so furchtbar, daß sie uns den Angstschweiß auf die Stirn trieben.

Deshalb blieben wir stehen.

Das Jammern verstummte. Aber jeder von uns hatte gehört, wo es seine Quelle hatte.

In den Wänden und unter unseren Füßen.

»Ich habe einen schrecklichen Verdacht«, flüsterte Leona. Im Licht meiner kleinen Lampe wirkte ihr Gesicht noch bleicher.

»Und welchen?« fragte ich.

Die Frau fürchtete sich, die Tatsachen auszusprechen. »Wir befinden uns in dem Teil des Turms, der aus Menschen gebaut wurde…«

ENDE des dritten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 351 »Zwei Schwerter gegen die Hölle«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 022 »Die Jenseits-Falle«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 162 »Die Menschenfalle«